

Hans-Georg Backhaus

Zum Problem des Geldes als Konstituens oder Apriori der ökonomischen Gegenständlichkeit

I. Die moderne Nationalökonomie: Wissenschaft oder Metaphysik?

Der Titel des Aufsatzes ist geeignet, sogleich den Unwillen des Ökonomen hervorzurufen: steht er methodologisch doch meist in der Nachfolge des frühen Schumpeter, der die Ökonomie als eine autonome, von der Philosophie ganz emanzipierte Fachwissenschaft zu etablieren suchte und daher nachdrücklich warnte, »zu tief (zu) sein, namentlich unsere Voraussetzungen *begründen* zu wollen«. In ihrem methodologischen Selbstverständnis durchweg analytisch orientiert, werden moderne Ökonomen ganz im Sinne der neopositivistischen Anleitungen des frühen Schumpeter doch schon dazu tendieren, solche in der älteren Ökonomie gängigen Wendungen wie »die Kosten seien die Ursache des Preises« oder auch nicht die »Ursache« des Preises »irgendwie« zu »umgehen«, »sozusagen« zu »neutralisieren«. Wenn sie also schon »den Ursachenbegriff überhaupt eliminieren möchten« (Schumpeter 1908, S. 27, 58), dann natürlich erst recht solch philosophische, ja metaphysische Begriffe wie »Apriori« und »Konstituens«.

Nun ist es aber eben dieses neopositivistisch-analytische Selbstverständnis einer großen Mehrheit der modernen Ökonomen, das von einer Minderheit als Selbst*miß*verständnis radikal in Frage gestellt wird. »Unvertretbar« sei »die Forderung, die naturwissenschaftliche Denkart... in der Nationalökonomie... durchzusetzen« (Dichmann 1983, S. 23), denn es sei unbestreitbar, »daß die bisher bekannte Theorie den Maßstäben« des empiristisch-analytischen Programms »nicht entspricht und nach dessen Kriterien Metaphysik ist« (Scheipermeier 1975, S. 59), nämlich »Modellplatonismus«, das also, »was aus positivistischer Sicht eine vornehme Umschreibung für einen metaphysischen Unsinn bedeutet« (ders., S. 251). In weitläufigen Untersuchungen methodologischer Art wird die These erhärtet, daß wir es im Falle der modernen Ökonomie mit einem geistigen Prozeß zu tun haben, der klipp und klar als »Flucht in mathematisistische Pseudowissenschaft« (Clauß 1981, S. 6) angeprangert werden kann.

In Konkurrenz zur Marxschen scheint sich also eine *neue* »Kritik der politischen Ökonomie« herauszubilden — einer Disziplin, die sich heute bekanntlich »Wirtschaftswissenschaft« nennt —, in der jedoch »dazu aufgefordert« wird, die »Frage nach der Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen zu verdrängen« (Dichmann 1983, S. 19).

Die 1972 im Grunde bloß rhetorisch verstandene Frage: »Sind die Wirtschaftswissenschaften am Ende?«, wurde schon kaum fünf Jahre später nicht bloß in der methodologischen Literatur definitiv in bejahendem Sinn beantwortet. So hält Thomas Balogh die theoretischen »Schwierigkeiten für unüberwindlich« und es ist ihm daher eine ausgemachte Sache, daß »die Volkswirtschaftslehre keine Wissenschaft« (Balogh 1978, S. 44) ist, sondern lediglich eine Kunstlehre. Auch Alfred S. Eichner insistiert darauf, »daß der Anspruch nicht aufrechterhalten werden konnte, eine moderne Wissenschaft zu sein« (Eichner 1982, S. 185). Andere Autoren sprechen von einem »Irrweg« (Bell 1984, S. 253) oder davon, daß die Ökonomie »in eine

Art Sackgasse« (ders., S. 87, 274) geraten sei. Befand sich Kaldor 1972 mit seiner These, daß in der Ökonomie »nichts mit ausreichender Sicherheit bekannt ist«, ihre Geschichte gar die »eines ständigen Rückschritts, nicht Fortschritts« (Kaldor, in: Vogt 1973, S. 83) gewesen sei, noch in der Position eines provokanten Außenseiters, so nimmt sich bloß 9 Jahre später nahezu die gleiche These gar nicht mehr sonderbar und exzentrisch aus:

»wir wissen nicht, was wir wissen... Wenn eine Disziplin nach zweihundert Jahren intellektueller Aktivitäten immer noch nicht weiß, was sie weiß, dann kann man nicht sagen,... sie basiere auf einem soliden Fundament« (Bell 1984, S. 126).

Will man die »Ökonomen vor Arbeitslosigkeit ... schützen«, so kann das »sehnstüchtige« Warten »auf einen Adam Smith den Zweiten« nur ebenso in die Irre führen wie die Erwartung, die »zerbrochene Theorie« restaurieren, »ausbessern« (Jochima 1985, S. 20, 17) zu können. Ist es nämlich richtig, daß »das Schiff ... heute viel weiter vom Sand entfernt« ist »als für seine Erbauer im neunzehnten Jahrhundert«, so scheint alles auf einen »bedeutsamen Akt der Zerstörung« anzukommen, darauf also, »daß man den grundlegenden Begriffsrahmen niederreißt« (Kaldor, S. 83 f.), eine Art tabula rasa macht.

Der wiederaufgeflamnte Streit zwischen den naturwissenschaftlich und den geisteswissenschaftlich orientierten Methodologen der Ökonomie — die Mehrzahl der methodologischen Arbeiten plädiert jetzt für eine hermeneutische Rückbesinnung — bestätigt nur das, was Gottl schon 1928 als die »methodologische Tragödie« der Ökonomie bezeichnete, die gelegentlich ins »Burleske« umschlägt. Die Hinwendung zur mathematischen Ökonomie wird von ihm als ein Fluchtphänomen interpretiert: aus einem »hellen Grausen« über das Chaos der Diskussion um die »Quelle der Urbegriffe«, um die »allerersten, fundamentalsten Erwägungen« sei es zu einer »Flucht in die Mathematik« gekommen und nur ein »grotesk falsch verstandener Drang nach 'Exaktheit' entschuldigt dies« (Gottl 1927, S. 74).

Zur Disposition steht heute aber nicht nur die mathematische Ökonomie, der mathematische Modellplatonismus neoklassischer oder neoricardianischer Version. Wenn sie selbst nur als eine Reaktionsbildung auf das Scheitern der qualitativen Ökonomie zu begreifen ist, so trifft dies sicher nicht deren oft stichhaltig formulierten Einwände gegenüber der Möglichkeit einer quantitativen Ökonomie (Diehl, Stolzmann, Liefmann, Sombart, die neoösterreichische Schule, etc.) — diese Einwände haben sich vielmehr als allzu berechtigt erwiesen. Andererseits sind aber die im »zweiten Methodenstreit« von Albert und Kade vorgebrachten Einwände gegenüber der Möglichkeit einer geisteswissenschaftlich orientierten Ökonomie nicht schlechthin falsch, es zeichnet sich vielmehr eine methodologische Aporie ab, die auf die Unmöglichkeit sowohl der quantitativen wie der qualitativen Ökonomie traditioneller Version hinausläuft. Wenn etwa der Nobelpreisträger Gunnar Myrdal die Abschaffung des Nobelpreises für Ökonomie mit der Begründung vorgeschlagen hat, die Disziplin sei gemessen an der »harten« Physik nur eine »weiche« Wissenschaft, so wird man sich zwar nicht wie die FAZ mit dem Hinweis beruhigen, es gebe ja auch einen Nobelpreis für schöne Literatur (Ausgabe vom 13.4.77), doch es drängt sich die Frage auf, was denn eigentlich die Wissenschaftlichkeit einer »weichen« Wissenschaft zu begründen vermöge.

Kein Ökonom, doch ebensowenig ein Vertreter der selbst in sich hoffnungslos zerstrittenen Wissenschaftstheorie vermochte hierauf eine plausible Antwort zu erteilen. Immerhin muß es nachdenklich stimmen, daß die Systematik divergierendster Wissenschaftstheorien für die *Makro*ökonomie im Grunde keinen Raum bietet: Habermas et wa vergift sie in seiner »Logik der Sozialwissenschaften« ebenso wie Apel; Husserl und Dilthey reduzieren sie ebenso auf Psychologie wie die Positivisten Mill und Schlick. Nach Auskunft der Wissenschaftstheorie

ist die Ökonomie mithin eine unmögliche Wissenschaft. Selbst Albert kommt nicht so recht mit ihr ins Reine und spricht von ihr daher als einer »merkwürdigen Wissenschaft« (Albert, in: Lenk 1977, S. 179). Es ist zwar richtig, daß mit der von Gottl geforderten »Kritik in methodologischer Absicht«, im Prozeß »jener Selbstbesinnung, die in der Suche nach dem Grundproblem (!) gipfelt ... das Denken allerdings heraus(tritt) aus dem Rahmen der Nationalökonomie!« Gewiß ist die problematische Disziplin Ökonomie zu transzendieren, doch wohin soll es treten, wenn, worauf der frühe Schumpeter nicht müde wird hinzuweisen, auch die in sich zerstrittene Philosophie keinen Zufluchtsort bietet? Gottls Beantwortung der Frage, wie finden sich »jene allerersten fundamentalsten Erwägungen«, »was setzt ... jene Urbegriffe?« ging eben hiervon aus: »Philosophie? Das möchte dafür zu allgemein klingen«. Die geforderte »Metasozilogie« (Gottl 1927, S. 82 f.) als »Quelle der Urbegriffe« blieb freilich auch nur Entwurf. Das Elend der Ökonomie geht Hand in Hand mit dem Elend der Sozialwissenschaften überhaupt.

Haben also jene recht, die nicht bloß den »Bankrott« der Ökonomie registrieren, sondern darüber hinaus überzeugt sind: »Die Ökonomie ist keine Wissenschaft, sondern eine Philosophie gespickt mit Zahlen« (so der 'Spiegel' 1984)? 'Philosophie' steht hier offenkundig für 'Glaubenssystem' oder gar 'Ideologie'. Und diese Charakterisierung ist so unberechtigt nicht, denkt man daran, daß Galbraith, Robinson, Albert und andere Repräsentanten der akademischen Methodologie und Ökonomie die sog. Wirtschaftswissenschaft genau so kritisiert haben. Freilich haben sich diese Autoren immer noch ein Hintertürchen offengelassen, um ihre eigenen Theorieentwürfe als das non plus ultra zu behaupten. Worauf gründete sich ihre Hoffnung? Darauf, daß es gelingen könnte, die »metaphysischen Grundbegriffe der Nationalökonomie« (Robinson 1965, S. 36) zu eliminieren und sie in den Rang einer echten Erfahrungswissenschaft zu erheben.

Dem steht nun seit eh und je, schon seit den ersten Anfängen der neueren Ökonomie die Überzeugung jener entgegen, daß diese »verschwommene und launenhafte«, »unsichere« und »falsche« Wissenschaft nur eine »Verwirrung der Vernunft« zu bewirken vermöge, wie es von Fourier (1980, S. 20 f., 31) drastisch formuliert wurde. Proudhon fragte ähnlich:

»Wie käme sie dazu, eine Wissenschaft zu sein? Wie können sich zwei Nationalökonom ansehen, ohne zu lachen ... sie weiß nichts, sie erklärt nichts« (Proudhon 1963, S. 106 f.)

Im Gefolge des Neopositivismus verschärfte sich die Kritik — einer der Gründe, warum sich Lenin herausgefordert sah, das Werk *Materialismus und Empiriokritizismus* zu verfassen. Erklärte doch ein Schüler von Avenarius »der Metaphysik in der politischen Ökonomie den Krieg«: er wollte zeigen, daß

»alle bisherige Nationalökonomie ... mit metaphysischen Voraussetzungen operiert ... Mit allen ihren bisherigen Theorien steht die Nationalökonomie auf metaphysischem Boden, alle ihre Theorien sind ... wertlos für die Erkenntnis« (zitiert nach Lenin 1985⁹, S. 318).

Die scharfsinnigsten und konsequentesten Angriffe in der BRD der fünfziger und frühen 60er Jahre führte Friedrich Jonas. Die Überzeugung von der Haltlosigkeit der Ökonomie überhaupt, führte ihn von der Ökonomie zur Soziologie. Hier wird klipp und klar festgestellt, daß die Ökonomie als Totaltheorie gezwungen ist, nach »letzten Ursachen« und einer »inneren Einheit der Volkswirtschaft« zu fragen, mit diesen Problemstellungen aber die Grenzen einer Erfahrungswissenschaft überschreite. Ein »hiatus irrationalis« besteht zwischen der »logischen Richtigkeit« der Modelltheorie und der »faktischen Wirklichkeit«, der nicht durch »zusätzliche Annahmen übersprungen« werden kann. Die Modelle der Theorie

erzeugen einen »realistischen Schein«, dabei stehen sie nur in einem »schwer definierbaren Ähnlichkeitsverhältnis zur Realität«. Hier wird der seit Max Weber, Sombart, Reigrotzki immer wieder erörterte, von Albert zugespitzte Haupteinwand der akademischen Kritik der »naturwissenschaftlichen« oder »zweiten Nationalökonomie« gleichfalls mit der »scharfen Trennung« begründet, die »zwischen Objektsätzen und logischen Sätzen« durchzuführen sei. Die zentrale Frage, »Wie ist ökonomische Theorie als Wissenschaft möglich?«, ist für Jonas weitgehend identisch mit der »Frage, wie synthetische Urteile in der ökonomischen Theorie möglich sind«. Sie sind zulässig als aposteriorische und zwar als nur qualitative Aussagen innerhalb eines zudem äußerst begrenzten Bereichs, so daß Ökonomie lediglich als Kunstlehre, nicht als Wissenschaft möglich ist — eine plausible Erklärung dafür, daß in der akademischen Ökonomie offenbar nur »Glaubenssysteme« entwickelt und folglich auch nur »Glaubenskriege« geführt werden können.

Zu Ende gedacht führt der ökonomietheoretische Agnostizismus zu einem gesellschaftstheoretischen: die Lehre von der 'invisible hand' wortwörtlich genommen besagt eben, daß die »Wirklichkeit ... in einem 'undurchsichtigen Dunkel' bleibt«, durch ein »unbekanntes Prinzip regiert« werde. Die Existenz einer »Grenze für die Erkenntnis«, für die ökonomie- und gesellschaftstheoretische im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Erkenntnis, wird ganz in Kantischer Manier begründet: »Was die Vernunft nicht nach eigenem Entwurf hervorbringt, kann sie auch nicht rational durchschauen«.

Der Markt ist kein Produkt der reinen Vernunft, ergo ist er auch nicht erkennbar. Alle Modelltheorie, die irgendwelche Gleichgewichte konstruiert, bleibt ein müßiges Unterfangen, weil »man den Zusammenhang, der in der Wirklichkeit ein Problem ist, einfach voraussetzt« und mit modelltheoretischen Mitteln sowie auf der Basis einer extrem individualistischen und nominalistischen Theorie auch voraussetzen muß. Bleibt die Struktur der sozialökonomischen Bewegung grundsätzlich unbekannt, so ist es auch ein Ding der Unmöglichkeit, die für ein realitätsgerechtes Modell unabdingbare Isomorphie zu begründen. Die »causa efficiens« der sozialökonomischen Realität, »durch die allein etwas geschehen und (!) begriffen (!) werden kann, sind »Kräfte, die vom einzelnen ausgehen«. Und von diesen heißt es nun streng nominalistisch-individualistisch, daß sie »nur ihrem Begriff nach, nicht in der Wirklichkeit allgemein« sind. Und erst diese Wirklichkeit... kann« — worauf für die Konstruktion einer realitätsisomorphen Theorie alles ankommt — »dem Begriff des Gleichgewichts eine reale Bedeutung geben« (Jonas 1964, S. 37, 41).

Freilich geht es nicht um die »reale Bedeutung« bloß des Gleichgewichtsbegriffs, sondern jedes modelltheoretischen Konstrukts. Was die Durchschlagskraft der Modell-Kritik von Jonas erheblich beeinträchtigt, ist das mangelnde Gespür dafür, daß das Zentralproblem der »realen Bedeutung« modelltheoretischer Begriffe sich primär gerade bei den allerelementarsten zeigt. Stellt man nämlich etwa im Fall der neo-ricardianischen Theorie die allerelementarsten Begriffe in Frage, so bricht bereits mit den allerelementarsten Operationen zugleich das Ganze der Theorie zusammen: in Frage zu stellen ist die »reale Bedeutung« der Begriffe »relativer Preis« oder »Tauschwert«, »Ware« im Unterschied zu Produkt oder Erzeugnis, ferner »Kapitalmenge« etc. Jener Prozeß nun, der diese Objekte hervorbringt und in Bewegung hält, ist offenbar ein sozialer und jene Bestimmungen sind insofern soziale, allgemeine. Wie läßt sich nun aber ihre »allgemeine Bedeutung« herleiten, wenn der nominalistische Gehalt der akademischen Modellkonstruktionen, natürlich auch der neoricardianischen, die Referenz auf eine solche causa efficiens der sozialökonomischen Realität ausschließt, die »allgemein« ist? Die Marxsche »Gesamtarbeit« oder eben »allgemeine Arbeit« erfüllt zwar diese Bedingung, doch

nicht bloß dem neoklassischen Ökonom ist der Rückgriff auf solche allgemeine »Kräfte« verwehrt, da die Analyse ihrer Struktur notwendig zu realdialektischen Bestimmungen und letztlich zu einem *qualitativen* Wertbegriff führt, der den ausschließlich quantitativen Bezugsrahmen des neo-ricardianischen Modells aufsprengen muß.

Andererseits ist dem Neo-Ricardianer im Unterschied zum Neoklassiker der Rekurs selbst auf jene Kräfte versagt, die in tatsächlicher oder fingierter Weise »vom Einzelnen ausgehen« wie dies bei den Wertschätzungen der subjektiven Ökonomie der Fall ist. Es bleibt daher ganz schleierhaft, wie denn eigentlich jene sozialökonomischen Handlungen beschaffen sein sollen, die das Ganze der sozialökonomischen Realität produzieren, was als *causa efficiens* anzusetzen ist, »durch die allein etwas geschehen und verstanden werden kann«.

Da ihm der Prozeß der sozialökonomischen Realität ein X bleibt, vermag der Neo-Ricardianer auch das Verhältnis seines Modells zu jener Realität nicht zu bestimmen. In ihr werden im Unterschied zu bloß technischen und physiologischen Prozessen eben nicht bloß Produkte und Produktionsmittel, also physische Dinge hervorgebracht, sondern diese als »soziale Dinge«, als »Formen«, nämlich als »Waren« und »Kapital«, als »Wertmengen«. Die Bestimmung des quantitativen Verhältnisses zwischen diesen Dingen ist ganz sekundärer Natur und es bleibt vorerst ganz unausgemacht, ob diese und damit *ob quantitative Ökonomie überhaupt möglich ist*.

Der Prozeß der sozialökonomischen Realität bleibt dem Neoricardianer deshalb ein in undurchdringliches Dunkel gehülltes X, weil ihm bereits die Beschreibung dieser »Formen« vor ein ganz unbekanntes und mit modelltheoretischen Mitteln auch ganz unlösbares Problem stellt. Wie vermöchte er also jenen sozialökonomischen Prozeß zu thematisieren, der diese »Formen« hervorbringt? Er muß sie wie noch jeder Ökonom »voraussetzen«. Freilich muß man bei diesem Punkt nun zwei Richtungen der Ökonomie scharf voneinander unterscheiden. Die eine Richtung folgt dem frühen Schumpeter und hält sich strikt an die von ihm formulierte Maxime, man müsse sich »davor hüten ... Voraussetzungen begründen zu wollen«. Ökonomie wäre dann ihrem »methodologischen und erkenntnistheoretischen Wesen nach eine 'Naturwissenschaft' und ihre Theoreme 'Naturgesetze' ...« (Schumpeter 1908, S. XVI ff.). Wie jede »exakte Disziplin« untersuche sie die in »gegenseitiger Abhängigkeit voneinander« befindlichen »Quantitäten« in der Weise, daß die »Veränderung einer derselben eine solche aller nach sich zieht«. Es handelt sich um »ökonomische Quantitäten«, die so die »Elemente eines Systems bilden« (ders., S. 28). Ware, Geld und Kapital sind also nichts weiter als »Elemente« eines formalen Systems ebenso wie Atome und Moleküle. »Alle exakten Disziplinen« seien »nicht nur wesensgleich«, nein, sie »sind« dem frühen Schumpeter zufolge »eigentlich nur ein- und dasselbe...: ein- und dasselbe Gleichungssystem nämlich«. Folglich gibt es für ihn nur einen »einzigsten Unterschied«, nämlich den »der Interpretation der einzelnen Glieder der Gleichungen« (ebd., S. 533 f.). So geschrieben im Jahre 1908. Freilich bemerkte Schumpeter schon damals einige gravierende Schönheitsfehler jener zur »exakten Wissenschaft« erhobenen Ökonomie:

»daß die Nationalökonomie weder über eine Geldtheorie verfügt, noch jemals verfügt hat«. »Die Gemeinplätzlichkeit, die völlige Interessenlosigkeit ... ist ein Charakteristikum geldtheoretischer Arbeiten« (ebd., S. 266, 283).

Was erkennt Schumpeter nun als eines der zentralen, ungelöst gebliebenen Probleme? Das der »Werteinheit« oder des »Wertmaßes«? In der Konstruktion der »Einheit liegt der *eine* Grundstein der Geldtheorie«. Hier wie in der Zinstheorie tauchen wie aus der Pistole geschossen »metaphysische« Begriffe wieder auf: »Wesen« und »Ursache«. Es geht ihm um »das

‘Wesen’ und die Bewegungsgesetze des Wertes des Geldes« und vor allem auf dem Gebiet der Zinstheorie um das »Wesen der Erscheinung« (ebd., S. 279, 385, 417 f.).

Schumpeter wird sich fortan intensiv mit jenen Fragen der »Interpretation« der Gleichungsglieder auseinandersetzen und schließlich resignieren: das mehrfach angekündigte Buch über das Geld sollte niemals erscheinen, so daß das im Nachlaß vorgefundene Manuskript unter dem Titel »Das Wesen des Geldes« (Schumpeter 1970) erst nach seinem Tode publiziert werden konnte. Gleiches gilt für das »monumentale Werk« (H. Albert) seiner Dogmengeschichte. Die nachdrücklich gestellte Frage: »Ist die Wirtschaftslehre überhaupt eine Wissenschaft?« bleibt in der Schwebe: »Wir sind noch nicht über den Berg, ja wir sind noch lange nicht (!!) darauf« (Schumpeter 1965, S. 35, 37)

Nun hatte der frühe Schumpeter nur das artikuliert, wovon die Begründer der mathematischen Ökonomie zutiefst überzeugt waren, daß »die Volkswirtschaftslehre, wenn sie überhaupt eine Wissenschaft sein soll, eine mathematische Wissenschaft sein muß« (Jevons, nach Schneider 1965, S. 14). Walras geht über diese These von Jevons konsequenterweise noch hinaus und behauptet gar, daß die »Physiokraten der Volkswirtschaftslehre schon ganz den Charakter einer physischen (!!!) Wissenschaft« gegeben hätten. Folglich begreift er seine ökonomische Theorie als »physikalisch-mathematische Wissenschaft« (Walras 1972, S. 3). Wicksell hofft, daß es nach dem Vorbild der Physik gelingen könnte, »schwankenden Begriffen ... mathematische Bestimmtheit zu verleihen« (Wicksell, 1969, S. 88). Wie Schumpeter sieht er sich jedoch genötigt in der Zinstheorie sein eigenes Programm zu desavouieren und essentialistisch zu verfahren, nämlich nach dem »Urgrund des ganzen Zinsphänomens« (Wicksell 1928, S. 15; Wicksell 1969, S. 207, 211) und dem »eigentliche(n) Wesen des Kapitals« und der »Ursache« seiner »Kraft« zu fragen, die er im eklatanten Widerspruch zu seiner subjektiven Wertlehre gar als »wertbildende« bezeichnet. Es ist sicher zu bezweifeln, ob den Vertretern der »physikalischen Wissenschaft« jemals derartige Kräfte unter dem Mikroskop begegnen werden (Morgenstern in: Topitsch 1965, S. 330).

Jene andere Richtung möchte nun im Gegensatz zur Ökonomie als »quantitativer Wissenschaft« — so der Schumpeter-Schüler Erich Schneider — überindividuelle und qualitative Strukturen fixieren. Sombart insistiert darauf, daß das Verständnis »wirklicher Wirtschaft« auf reale Zusammenhänge »überindividueller« Natur führen muß. Notwendig werde die »Frage erörtert...: ‘was’ denn eigentlich der ‘Kapitalismus’, ob er eine ‘Realität’ ... sei«. Sombart und andere Vertreter der »dritten« oder »geisteswissenschaftlichen Nationalökonomie« sind überzeugt:

»Es ist nun einmal so: hier steckt etwas hinter der Einzelercheinung, das kein Nominalismus aus der Welt wegdeuten kann. Es ist außerordentlich schwierig, es zu bestimmen; aber da ist es« (Sombart 1937, S. 212).

Max Scheler verfiert dezidiert dieselbe Position, doch besonders auf geldtheoretischem Gebiet läßt sich ein fließender Übergang von ökonomischen in philosophische Erwägungen nachweisen. Amonn kritisiert trefflich die Unbehaglichkeit des Schumpeterschen Versuchs, die Frage nach der *Qualität* der »ökonomischen Quantitäten« zu eliminieren:

»Es handelt sich hier nämlich nicht um *reine* Quantitätsverhältnisse ... oder *rein mathematische* Größenbeziehungen, sondern um Beziehungen zwischen realen, empirischen Größen, und da muß man sich beim mathematischen Ausdruck immer fragen: *Was* wird ausgedrückt? und: entspricht der Ausdruck dem, was durch ihn ausgedrückt werden soll, ist der Ausdruck dem Ausgedrücktem adäquat (!!), sind alle Bedingungen, auf die es im Objekt (!) ankommt, im Ausdruck berücksichtigt?« (Amonn 1927, S. 124).

Sombart stellt nur in recht allgemeiner Weise die Frage nach der »Realität« des Ökonomischen, speziell der Struktur »Kapitalismus«; er fragt genauer »von welcher Art diese 'Realität' sei«, also die eines »realen Zusammenhangs« im Unterschied zum konstruierten des Modells. Doch wie ist nun das Verhältnis beider zueinander zu beurteilen? Der »relatio rationis« des Modells und der »Beziehung zwischen den realen, empirischen Größen«, die selbst etwas Reales vorstellt, eine »relatio realis«?

Sombart verkennt nämlich ebenso wie Max Scheler, daß die Frage, »ob und von welcher Art diese 'Realität' sei« nicht nur im Hinblick auf die Realität des »realen Zusammenhangs« Kapitalismus zu stellen ist — und zwar in der Auseinandersetzung mit der Idealtypenlehre Webers —, sondern bereits in bezug auf Ware und Geld.

Der Kardinalirrtum von Walras und Schumpeter — gleiches gilt für Sraffa — besteht nun offenkundig in der unreflektierten Annahme, in der *Physik* wie in der *Ökonomie* seien die »Beziehungen zwischen (den) realen, empirischen Größen« strukturell identisch und eben deshalb auch das »Gleichungssystem« strukturell »ein und dasselbe«. Wird diese Behauptung unmittelbar auf die »einzelnen Glieder der Gleichungen« übertragen, so wird im Falle der ökonomischen Fundamental-Gleichung der Irrtum offenbar: in den Beziehungen zwischen den realen empirischen Größen der Physik existieren die einzelnen Elemente prinzipiell unabhängig voneinander; es ist nicht einmal ausgemacht, ob es zulässig ist, ihr Verhältnis anders als ein kausales, etwa als das eines *realen* Gegensatzes oder gar Widerspruchs zu begreifen; jedenfalls wird es niemand einfallen, einen »inneren und notwendigen« (K3/235) oder gar »lebendigen Zusammenhang« (13/159) zwischen der normierten und den zu messenden Größen physischer oder chemischer Qualität zu behaupten. Doch eben dies gilt für die Glieder der ökonomischen Fundamental-Gleichungen im Unterschied zu den in Gestalt von Gleichungen ausgedrückten Gleichgewichtsbedingungen der Kreislauf-Schemata.

Wie wir noch sehen werden, besteht in einem zentralen Punkt volle Übereinstimmung zwischen dem ökonomisch-philosophischen Denker einerseits und einer Reihe philosophischer Denker und ökonomischer Theoretiker andererseits, daß nämlich Ware und Geld keineswegs sich ebenso als »Elemente eines Systems« behandeln lassen wie Atome und Moleküle. Mitnichten besteht der »einzige Unterschied« zwischen der Physik und der Ökonomie lediglich in einer unterschiedlichen »Interpretation der einzelnen Glieder der Gleichung«: die Glieder sind vielmehr in dem einen Fall »*Elemente*«, im andern dagegen etwas ganz anderesartiges, nämlich sich wechselseitig durchdringende und bedingende »*Momente*« einer dialektischen Struktur. Dies ist von Marx auch in Gestalt eines indirekten Beweises demonstriert worden, indem er überzeugend die Aporien der nicht-tautologisch verstandenen Quantitätsgleichung aufgezeigt hat: zeichnet diese sich doch dadurch aus, daß der Ökonom »mechanisch die Ware auf die eine und das Geld auf die andre Seite stellt« (13/140).

2. Geld oder Numéraire-Wirtschaft?

Zur Kennzeichnung der prinzipiellen Mängel dessen, was heute als »mathematisistische Pseudowissenschaft« angegriffen wird, dürfte sich eine Marxsche These bewähren, die generell die atomistische Denkweise der akademischen Sozialökonomie anprangert:

»Die Rohheit und Begriffslosigkeit liegt eben darin, das organisch Zusammengehörende zufällig aufeinander zu beziehen, in einen bloßen Reflexionszusammenhang zu bringen« (42/23).

Die »Rohheit und Begriffslosigkeit« der Walras und Sraffa besteht genau darin, das »organisch Zusammengehörendes«, nämlich »Ware« und »Wertstandard« zufällig aufeinander zu beziehen, in den »bloßen Reflexionszusammenhang« der Modell-Relation zu bringen. Bloße »Momente« einer Totalität — »Die Zirkulation ist erste Totalität unter den ökonomischen Kategorien« (G/127) — werden im ökonomischen Modellplatonismus zueinander gleichgültig gegenüberstehenden »Elementen« hypostasiert. Man könnte gegen diesen Befund einwenden, daß sich der Anfang des Sraffa-Modells gar nicht als »Zirkulation«, sondern nur als »Produktentausch« interpretieren lasse, folglich auch gar nicht »Waren«, sondern lediglich Produkte, bloße »Erzeugnisse« getauscht würden. Doch dies ist sowohl bei Walras als auch bei Sraffa bloßer Schein. Es wird nämlich von vornherein unterstellt, daß für einen anonymen Markt produziert wird und Interdependenz der Produktionszweige besteht. Mehr noch, Sraffa unterstellt gar die Existenz von Lohnarbeit und eine hochentwickelte Arbeitsteilung, nämlich die Aufteilung der gesellschaftlichen Produktion in Abteilung I und II. Walras und in seiner Nachfolge Sraffa glauben sich berechtigt, am Anfang der Konstruktion von der Existenz des Geldes zu abstrahieren, um dann in einem zweiten Schritt zwecks Gewinnung der unentbehrlichen n-2. Gleichung den mysteriösen »Wertstandard« einzuführen, eine *denaturierte* Gestalt der 1. Bestimmung des Geldes.

Wir werden uns noch damit zu befassen haben, welche unreflektierten Voraussetzungen diesen Naturaltauschwirtschaftsmodellen zugrundeliegen, und bekanntlich haben ihnen auch akademische Kritiker widersprochen, so vor allem Gustav Cassel. Ein trefflicher Einwand Marxens sei jedoch hier schon vorgetragen. James Mill hatte zum Zweck des Nachweises des prinzipiellen Gleichgewichts kapitalistischer Produktion eine naturaltauschwirtschaftliche Argumentation vorgetragen, die später unter dem Namen »Saysches Prinzip« bis in unsere Gegenwart hinein die bürgerliche Ökonomie zu erbauen vermochte. Marx durchschaute die logische Unhaltbarkeit dieser Konstruktion, da Mill hierbei

»den Zirkulationsprozeß in unmittelbaren Tauschhandel verwandelt, in den unmittelbaren Tauschhandel aber wieder die dem Zirkulationsprozeß entlehnten Figuren von Käufer und Verkäufer hineinschmuggelt« (Z/78),

womit das Geld, das später wie überall in den akademischen Modellkonstruktionen als »pffiffig ausgedachtes Auskunftsmittel« (13/63) eingeführt wird, in Wahrheit immer schon unreflektiert vorausgesetzt wird. Auch bei Sraffa werden die anfänglichen Begriffe der »Totalität« Zirkulation »entlehnt«, obwohl, wie sich noch zeigen wird, außerhalb der Zirkulation jene ersten Begriffe zu Scheinbegriffen geraten: da für die prämonetäre Naturaltauschwirtschaft ein »Handel« postuliert wird und auch postuliert werden muß — Sraffa unterstellt die unkoordinierte Produktion einzelner Einzelner —, so wechselt folglich das jeweilige Angebot von und die Nachfrage nach »Weizen«, »Eisen« etc., und ebenso die Nachfrage nach und das Angebot von Lohnarbeit. Es müßten folglich Gleichgewichts-Tauschwerte und um sie oszillierende Markt-Tauschwerte konstruiert werden, und dies, obwohl Nutzwertschätzungen wie in den neoklassischen Modellen ausgeschlossen sind.

Man möge nicht einwenden, daß auch Marx genötigt sei, am Anfang der Entwicklung von der Konkurrenz, also von Angebot und Nachfrage zu abstrahieren. Diese Replik beruht auf dem fundamentalen Mißverständnis der Marxschen Werttheorie als *Tauschtheorie*; es ist noch zu zeigen, daß sie vielmehr etwas prinzipiell anderes darstellt, nämlich eine Analyse der elementaren »Formen« oder »Kategorien«. Als solche Kategorial-Analyse untersucht sie »reale Relationen«, wie etwa die Ware-Geld-Relation, ein »existierendes ... Verhältnis von Gegenständen« (K1/86).

In dieser Eigentümlichkeit hat sie durchaus nichts gemein mit den Tauschtheorien der Walras und Sraffa, sondern ist allein den *Kategorial-Analysen* des Geldes durch Hegel, Simmel und Liebrucks kommensurabel, sowie den Kategorial-Analysen von *Ware, Geld* und *Kapital* seitens einiger Ökonomen wie Amonn, Gottl, Horn, Wilken, Elster, Hero, Möller und anderer. Der traditionelle Typus der Kapitaltheorie ist durchweg der Kategorial-Analyse zuzurechnen: man denke nur an die Explikation des Kapitalbegriffs durch Smith, Sismondi und Say, wie sie von Marx vor allem im *Robentwurf* untersucht wurden, sowie an die bis heute ungeschlichtet gebliebene Kapital-Kontroverse zwischen dem Begründer der Grenzproduktivitätstheorie Clark und Böhm-Bawerk. Wie unbefriedigend die Stellungnahmen der »modernen« Ökonomie ausfallen, mag man bei Robinson/Eatwell (1974, S. 81) nachlesen.

Damit ist schon gesagt, daß sich die »moderne« Ökonomie durch eine merkwürdige Mischung von mathematischer Tauschtheorie und kruder Kategorial-Analyse auszeichnet. Dies, sowie die prinzipielle Differenz zur Marxschen Kategorial-Analyse tritt besonders deutlich bei Wicksell hervor, einem der Pioniere der »modernen« Ökonomie. Hier wird ausgesprochen, was durchweg für alle Grundlegungen der subjektiven Ökonomie gilt: man sieht »in der Wertlehre zunächst von den Funktionen des Geldes ab« (Wicksell 1969, S. 11). Wertlehre und Geldtheorie gelten als gänzlich disparate Gebiete, was sich besonders anschaulich am Hauptwerk von Jevons demonstrieren läßt: in seiner *Theorie der Politischen Ökonomie* finden sich zwar umfangreiche Kapitel über Nutzen, Tausch etc. und auch über Kapital, doch keines über Geld; gleiches gilt für Marshalls Hauptwerk, auch Walras verliert in seiner Begründung der Gleichgewichtstheorie kaum ein Wort über Geld; Menger behandelt auf 250 Seiten Wert, Tausch, Preis, Ware etc., und erst im letzten Kapitel findet sich einiges über die Funktionen des Geldes. Hier wie für die separaten Abhandlungen über Geld bei Jevons, Walras und Marshall gilt das Urteil Schumpeters, daß das »Gebotene« durch »Gemeinplätzlichkeit« und »völlige Interessenlosigkeit« sich auszeichnet.

Die *entscheidende* Frage lautet nun, läßt sich *vor* und *unabhängig* von der Analyse der Geldfunktionen tatsächlich eine Preistheorie und gar eine Kapitaltheorie entwickeln, wie dies in jenen klassischen Grundlegungen der »modernen« Theorie, inclusive der Wicksells, geschehen ist? Wird man ernsthaft behaupten können, die Begründung der Wertlehre und die der Geldfunktionenlehre hätten nichts miteinander gemein? An eben diesem Punkt gabeln sich die Wege zwischen der Marxschen Theorie einerseits, den neoklassischen und der neoricardianischen andererseits.

In all diesen Werken, das Sraffas eingeschlossen, tauchen urplötzlich, wie aus der Pistole geschossen, unabgeleitet und unexpliziert die dunklen Begriffe »Wertstandard«, »Wertmesser« und »Werteinheit« auf. Dabei wissen zumindestens einige dieser Autoren oder zumindest ihre prominenten Nachfolger, daß es sich um überaus problematische Begriffe handelt.

Wir verwiesen bereits auf Schumpeter, und auch Wicksell konstatiert, daß »niemals eine völlig durchgeführte Theorie des Geldes und seiner Funktionen aufgestellt worden ist« (ebd., S. 10). Joan Robinson operiert hart an der Grenze intellektueller Redlichkeit, wenn sie einerseits zu der frappierenden Feststellung gelangt:

»Geld und Zinssatz erweisen sich wie Güter und Kaufkraft als unfaßliche Begriffe, wenn wir wirklich versuchen, sie festzuhalten« (Robinson 1965, S. 109),

andererseits die Explikation dieser »Unfaßlichkeit«, den Nachweis der ökonomischen Aporien unterläßt und stattdessen ein Lehrbuch mitverfaßt, dessen grundbegrifflich relevante Abschnitte eben diese wundersamen Paradoxien verschweigen. Wie lassen sich noch ökonomische

mische Lehrbücher verfassen, wenn man es unausgesetzt mit »unfaßlichen Begriffen« zu tun hat? Ist man also hier an den tieferen Grund des Vorwurfs gelangt, daß wir es im Falle der »modernen« Ökonomie mit einer »mathematisistischen Pseudowissenschaft« (Clauß) zu tun haben?

Kein Neoricarianer vermag uns mitzuteilen, was ihr Meister im Anschluß an den subjektiven Werttheoretiker Walras in der Wortverbindung »Wertstandard« denn eigentlich unter »Wert« versteht, wenn »Tauschwert«, also ein »relativer Wert«, nicht gemeint sein kann, die Verwendung der Begriffe »absoluter Wert« oder »Wert überhaupt« ausgeschlossen werden soll. Stellt man diese Frage, so kann man erleben, daß der Neoricardianer dann allen Ernstes im Originaltext fahnden möchte, ob Sraffa vielleicht den Begriff »value« vermieden haben könnte und lediglich ein unglücklicher Übersetzungsfehler vorliegt. Nun, um das Wort ist es nicht zu tun, denn auch der Begriff »abstrakte Recheneinheit« oder irgendeine Worterfindung enthebt ihn nicht der Aufgabe, über die »wirtschaftliche Dimension« der Dinge *nachzudenken* statt lediglich zu rechnen, da hier nun einmal *qualitative* Dinge ins Spiel kommen. Doch vor allem kommt es auf die sog. *Funktion* an, auf die ganz und gar mysteriöse Funktion des mysteriösen Subjekts oder besser *Fetischs* Geld, die heterogenen Gebrauchswerte homogen, »gleich« zu »machen«. Dies für Marx zentrale Problem der *Wert*-Theorie wird von Walras und Sraffa dadurch *wegräsoniert*, sofern es in das Problem der n-2. Gleichung *verwandelt* wird, was sich dann so anhört:

»Eine der Waren wird zum Wertstandard erhoben und ihr Preis als Einheit gewählt« (Sraffa 1976, S. 23).

Die »Einheit« qua »Wert-Standard« ist natürlich eine »Wert-Einheit«, was Sraffa unter schlägt, doch Wicksell redlicherwise denn auch so benennt. Der Neoklassiker mag den Neoricardianer sodann belehren, daß dergestalt aus den »*physischen* Mengen ... *bewertete* Größen« (Helmstädter 1981, S. 30) werden und der Neoricardianer es folglich überall mit »*bewerteten* Größen« zu tun hat, über den Prozeß der »Bewertung« allerdings nichts aussagt. Wie seinerzeit Bailey vermag er dann bloß noch zu antworten: der »gemeinsame Nenner« der »zu messenden Waren« ist etwas, »was fertig vorliegt«.

Die Genesis jenes *sozial-ökonomisch* »Fertigen«, das den Subjekten des Austauschs immer schon vorgegeben ist, vermögen die Tauschtheorien à la Bailey, Cassel und Sraffa durchaus nicht zu thematisieren; der Marxsche Aufweis der Gedankenlosigkeit Baileys ist daher verallgemeinerungsfähig und charakterisiert auch die Wertvergessenheit der Cassel und Sraffa:

»Hier haben wir den Burschen. Wir finden die values gemessen, ausgedrückt in den *prices* vor. Wir können uns also damit begnügen ... — *nicht* zu wissen, was der Wert ist«. Jedoch: »Geld ist selbst schon die *Darstellung* des Werts, supponiert ihn« (T3/160 f.).

Marx leugnet nicht, daß die »*physischen* Mengen« zwar nicht »*bewertet*«, aber je schon, quasi-apriorisch »gleich« sind: »sie sind in fact schon verglichen« (ebd.). Das enthebt aber nicht der Aufgabe, die Bedingungen der Möglichkeit dieses *anonymen* Prozesses zu untersuchen. Marx stellt in der *Kritik* im Kapitel »Maß der Werte« klar heraus, daß die Analyse ein »*qualitatives* und ein *quantitatives* Moment ... zu unterscheiden« (13/50) hat, wobei das »*qualitative* Moment« des monetären Maßes den eigentlichen Gegenstand der Marxschen Werttheorie qua Form-Analyse ausmacht — ein Punkt, den übrigens Petry völlig verkennt, der erstmals, jedoch ganz irreführend von »*qualitativer* Werttheorie« gesprochen und so in der Literatur, etwa bei Sweezy und Nutzinger, heillose Verwirrung gestiftet hat. Das Wertproblem bei Marx ist primär ein *qualitatives* und als solches das Problem des »*qualitativen* Moments« des Geldes. Aus heterogenen oder »*physischen*« Mengen »werden« *homogene*, soziale

Dinge. Dieses rätselhafte »Werden« nennt Marx »qualitative Verwandlung« oder eben »Metamorphose«.

Bekanntlich war es dieses Phänomen, das bereits Aristoteles beschäftigte: »Das Geld macht (!!) einem Maße gleich (!!) die Dinge kommensurabel« (zit. in: Z/52). Es ist im Grunde kein naturwissenschaftlich konstatierbares Maß, sondern diesem nur »gleich«, analog; physisches und soziales Maß, daher generell Physisches und Soziales, erste und zweite Natur sind also prinzipiell geschieden — eine Einsicht, die dem analytisch orientierten Ökonomen verschlossen bleibt, wenn ihm die *physische* Größe »Länge in cm« und die *soziale* Größe »Preis in Dollar« als gleichartige Beispiele für »quantitative Begriffe« (Helberger 1974, S. 81) gelten. Dabei bringt dieses exzellente Beispiel für den »Fetischismus der (!!) politischen Ökonomie« der *Identifizierung* von *erster* und *zweiter* Natur, nur das naiv zur Artikulation, was jeder Walrasianer oder Sraffianer bewußtlos praktiziert. Ignoriert wird Allerelementarstens: keinem Physiker wird jemals die absurde Behauptung in den Sinn kommen, das Pariser Urmeter oder irgendein Längenmaß besitze die »Funktion«, das zu Messende größenhaft kommensurabel zu »machen«: die den heterogenen Dingen *apriori* gemeinsame Dimension der Größe ist Voraussetzung, keineswegs Resultat der Messung.

Immer wieder ist auf die bloß metaphorische Bedeutung der Redeweise von der »Messung« des Werts der Waren durch den »Wertmesser« Geld hingewiesen worden. Morgenstern macht ausdrücklich darauf aufmerksam, es würden in der Ökonomie fortgesetzt »Sprachausdrücke« besonders aus

»der Physik verwendet, wobei der ihnen *dort* gegebene Sinn nicht beibehalten wird bzw. überhaupt nicht genau bekannt ist, z.B. Messen ...« (Morgenstern, in: Topitsch 1965, S. 329).

Ein Blick gerade in die analytischen Darstellungen der Regeln für die Einführung quantitativer Begriffe und für den Meßprozeß genügt, um sich von der gänzlichen Inkommensurabilität physikalischer und ökonomischer Messung eine erste Vorstellung zu verschaffen: Zumal der subjektiven Werttheorie inclusive der Gleichgewichtstheorie ist ein für allemal der Gar aus gemacht, wenn man sich Gottls treffliche Kritik der »Fabeleien von einer 'Wertmessung' ... einem 'Wertmesserdienst' des Geldes« vor Augen führt. Die sog. Wertschätzungen sind »Fabeleien« der subjektiven Ökonomie, der Gottl die lapidare Feststellung entgegensetzt:

»Niemand mißt und nichts wird gemessen«, »wer soll da eigentlich messen ... und was in aller Welt soll da erst aus einer Messung hervorgehen? *Alle Messung kommt da längst zu spät (!), wo das Ausmaß gleich zahlenhaft geboren wird*« (Gottl 1923, S. 42 f., 45, 145).

Nimmt man diese Feststellungen ernst, so hat dies nicht nur bedeutsame ökonomietheoretische, sondern zugleich methodologische und gesellschaftstheoretische Konsequenzen. Es wird zum einen offenbar, daß man die analytischen Vorstellungen von einer Einheitswissenschaft definitiv zu verabschieden hat; und es dürfte jetzt zum anderen einleuchten, daß der Handlungsbegriff ganz unbrauchbar ist, die Ausgangspunkte der Sozialwissenschaft zu begründen.

Zwar hat sich auch Max Weber diesem Sachverhalt genähert, daß hier unleugbar anonyme und überindividuelle Sozialprozesse ins Spiel kommen, solche also, die sich »hinter dem Rücken« der Individuen vollziehen und mitnichten sich als »Nebenfolgen« intentionalen Handelns begreifen lassen. Zu einer klaren Einsicht vermag sich jedoch auch Weber nicht durchzuringen, als er 1919 im Kontext seiner Darlegungen über die »zunehmende Rationalisierung« der Welt durch die Wissenschaft, ihre »Entzauberung«, die Ökonomie demonstrativ herausfordernd, konstatierte:

»Wenn wir heute Geld ausgeben, so wette ich, daß, sogar wenn nationalökonomische Fachkollegen im Saale sind, fast jeder (!!) eine andere Antwort (!) bereit halten wird auf die Frage: Wie macht (!!) es das Geld, daß man dafür etwas — bald viel, bald wenig — kaufen kann?«

Das Beispiel beweist weit mehr, als es beweisen soll und beweisen darf, daß nämlich die »zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung« gerade *nicht* eine »zunehmend allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen« bedeute, sondern nur dies, daß »wenn man *nur wollte*, es jederzeit erfahren *könnte*, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe ... man vielmehr alle Dinge ... durch *Berechnen beherrschen könne*« (Weber 1968, S. 594).*

Weber war natürlich mit den heftigen Kontroversen um das grundlegende Werk der neueren akademischen Geldtheorie, Knapps *Staatliche Theorie des Geldes*, ebenso vertraut wie mit Gottls »in hohem Maße geistvolle(r) Hauptleistung«, nämlich seiner »Kritik der Nationalökonomie« (ebd., S. 94), in der er seine eigne »in nuce« antizipiert sah. Und in Knapps Hauptwerk dürften Weber die resignierenden Thesen des Mitbegründers der »modernen« Geldtheorie — Keynes sollte sich ausdrücklich auf ihn berufen — nicht entgangen sein:

»Eine wirkliche Definition des Zahlungsmittels dürfte schwerlich zu geben sein, ebenso wie man in der Mathematik nicht sagen kann, was eine Linie oder was eine Zahl ist ... Wenn man etwa sagen wollte: Zahlungsmittel ist ... Trägerin von Werteinheiten, — so wäre dies ganz in unserem Sinn ... Aber es sei ferne, dies als eine Definition auszugeben, denn dabei wird die Werteinheit als eine selbstverständliche Vorstellung behandelt — was sie gar nicht ist (!!!)« (Knapp 1919, S. 6 f.).

Wir sahen, bei Bailey, Walras, Cassel, Wicksell etc. war sie eben die, eine »selbstverständliche Vorstellung«, und nach den resultatlosen Diskussionen der 20er Jahre in Anschluß an Knapp und Simmel sollte sie es auch wieder werden — generell und nicht bloß bei Sraffa —, oder wurde zumindest trotz aller Mentalreservationen wie bei J. Robinson wieder so behandelt: Werteinheit als »Maß« gleich Längeneinheit, *erste* gleich *zweite* Natur. Doch Knapp wußte, daß die Nominaldefinition lediglich eine Chiffre bezeichnet, die sich jeder rationalen Bestimmung zu entziehen scheint. Was soll das schließlich heißen, daß ein Etwas als »Trägerin« jener mysteriösen Einheit fungiert? »Hat« eine solche Trägerin bloß den Wert oder »ist« sie selbst »der« Wert, also Wert schlechthin? »Repräsentiert« diese Trägerin bloß den Wert der Waren oder »repräsentieren« umgekehrt die Waren als Preise bloß den »Wert schlechthin« des Geldes? Ist Geld also »Repräsentant« oder »Repräsentierendes« und welche Seinsweise kommt diesem »Repräsentations-Verhältnis« eigentlich zu? Wie hat man sich jenen Theorie-Typus zu denken, der solcherlei Fragen zu thematisieren vermag, wie die Begründungsmöglichkeit seiner Aussagen?

Weber mißtraute offenkundig der Ökonomie, die grundlegende Probleme der sozialökonomischen Reproduktion beantworten zu können. Man darf ihm unterstellen, daß er ganz bewußt dem scheinbar ganz trivialen Problem der Bestimmungsgründe der Kaufkraft eine paradoxe Wendung gegeben hat: »wie macht es das Geld«, eine bestimmte Wirkung hervorzurufen und keine andere? Ein soziales Produkt gerät hier zu einem Subjekt, dessen Wirkungsweise eigengesetzlich geregelt ist. Mag sein, daß diese essentialistische Formulierung nur provozie-

* Den Hinweis auf dieses Zitat verdanke ich Jürgen Ritsert, der in gemeinsamen, zusammen mit Egon Becker durchgeführten Seminaren über die methodologischen Probleme der Wertform-Analyse eigene, analytisch inspirierte Anstrengungen unternommen hat, die hier aufgeworfenen Probleme einer Lösung näherzubringen; seine sowie Egon Beckers Beiträge sind größtenteils noch nicht veröffentlicht worden und liegen bislang nur in Form von Seminar-Papieren vor.

ren sollte, die konstatierte Ohnmacht der Ökonomie läßt sich indes schwerlich mit seiner Rationalisierungsthese vereinbaren, bezeugt vielmehr den formalen Charakter der ökonomischen Rationalität und die Begrenztheit des »Entzauberungsprozesses« der sozialökonomischen Realität.

Die Zurückweisung des methodologischen Individualismus erlaubt Sombart eine weit umfangreichere Sicht des »kapitalistischen Wirtschaftssystems«, das ihm »als Ganzes irrational bleibt«. Im Gegensatz zu Weber erkennt Sombart gerade in dem »Nebeneinander höchster Rationalität und höchster Irrationalität« (Sombart 1925, S. 9) eine »prinzipielle Eigenart« jenes Systems. Das sich hieran anschließende Problem der Eigengesetzlichkeit der ökonomischen Realität vermag Sombart freilich ebensowenig zu analysieren wie Weber. Mit der Konstatierung »realer Zusammenhänge« und der Frage »von welcher Art diese 'Realität' sei«, scheint er sich bewußt von der Idealtypenlehre abgrenzen zu wollen, die mit ihrer Konstruktion von bloß »gedachten Zusammenhängen« jene »realen« ignorieren muß. Die Unhaltbarkeit der Weberschen Behauptung, es seien

»alle (!) sogenannten 'Grundbegriffe' der Nationalökonomie ... in *genetischer* Form nur als Idealtypen (!) zu entwickeln« (Weber, a.a.O., S. 190),

eine Behauptung, mit der Weber seine eigene These von der Eigengesetzlichkeit des Geldes desavouiert, mag Sombart auch nicht implizit zu thematisieren. Dabei hatten Simmel und Gottl den »Grundbegriff« Geld längst als Geld-Ware-Relation, somit als »realen Zusammenhang«, also nicht in dem bloß »gedachten Zusammenhang« Weberscher Behandlungsart thematisiert.

Damit ist zugleich schon angedeutet, warum Sombart seine Frage nach der »Realität« und »Irrationalität« des »Systems« Kapitalismus, damit seine zur Weberschen Idealtypenlehre und zur ökonomischen Modelltheorie überhaupt quer stehende Problemstellung nicht zu konkretisierten und damit zu präzisieren vermochte.

Das Problem der »Realität« und »Irrationalität« des Systems war in Anschluß an Sombart zunächst einmal am Problem des »Grundbegriffes« Kapital festzumachen, genauer an dessen Eigengesetzlichkeit, was Max Scheler richtig erkennt. Da Kapital immer nur als Geld- und Realkapital existiert, war jedoch im Gegensatz zu Sombart und Scheler der »reale Zusammenhang« Kapitalismus zunächst einmal auf der Ebene seiner einfachsten »Formen« oder denen der »einfachen Zirkulation« zu thematisieren, also des »realen Zusammenhangs« von Ware und Geld. Dieser eigengesetzliche, »reale Zusammenhang« von repräsentierenden und repräsentierten »Wertdingen« bezeichnet man nun im Gegensatz zum idealtypisch bloß konstruierten und so bloß »gedachten« als »Kategorie«. Die Sombartsche, dem »System« Kapitalismus geltende Frage, »von welcher Art diese 'Realität' sei« wird man demnach als die Frage konkretisieren, »von welcher Art die 'Realität' von Ware und Geld, generell von 'Wertdingen' ist«. Sofern Sombart 'Kapital' als »ein Abstraktum: das Sachvermögen« oder auch als »Tauschwertvorrat« (Sombart 1925, S. 5,7) charakterisiert, ist nach der »Realität« jenes »Abstraktums« oder »abstrakten Vorrats« zu fragen.

Tatsächlich ist denn auch schon mehrmals der Versuch unternommen worden, diese mysteriöse »Realität« zu bestimmen — doch die hierbei hervorbrechenden Paradoxien, zumal die von Amonn aufgezeigten, ließen die Ökonomie diese fundamentale Fragestellung immer wieder verdrängen. Schon die auf den ersten Blick einfachere Frage nach der Realität von Ware und Geld, von »Wertdingen« also, verstrickt nicht bloß die akademische Ökonomie, sondern nicht minder die traditionelle Philosophie in unlösbare Schwierigkeiten.

Um Fundamentales geht es deshalb, weil diese Frage letztlich auf die Frage nach dem »Gegenstand« der Ökonomie abzielt. Auch hier ist wieder auf die Amonnsche Monographie zu verweisen, deren Resultate freilich ebenso umstritten blieb wie die dort kritisierten Positionen. Das Sombartsche Methodenbuch beginnt daher mit dem Satz:

»In der ... Nationalökonomie ... ist alles, was bestimmt sein sollte, unbestimmt: sogar der Gegenstand«.

Jonas macht nun darauf aufmerksam, daß zum Wissen nicht nur gehört, »daß man etwas weiß, sondern auch, daß man weiß, wovon (!) man etwas weiß«. Dies, sowie die »Methode der ökonomischen Theorie« werde durch die »Bestimmung des Gegenstandes« (Jonas 1964, S. 207 f.) festgelegt. Wenn nun aber »das Objekt ihrer Erkenntnis nicht mit hinreichender Deutlichkeit klar ist« (ebd., S. 8), weiß man demnach nicht, »wovon man etwas weiß« und besitzt kein wirkliches Wissen. Die gegenwärtige Klage, daß die Ökonomie »nach zweihundert Jahren immer noch nicht weiß, was sie weiß«, scheint der Feststellung äquivalent, daß ihre Gegenstandsbestimmung gescheitert ist oder eben nicht weiß, »wovon man etwas weiß«. Ignoriert wird das für die Marxsche Werttheorie zentrale Problem der »Qualität des Maßes« (Z/63). Die Robinsonsche Frage »Quantität wovon?« ist zu verallgemeinern und zu präzisieren als die Frage nach dem *Substrat* oder der *Qualität* jener »Quantitäten«, die in der problemverschleiernenden Manier des frühen Schumpeter »ökonomische« genannt wird. Sofern der Neoricardianer mit Schumpeter nichts als »ökonomische Quantitäten« kennt, »ohne die geringste Angabe darüber« zu machen, was denn nun das »Ökonomische« dieser Quantitäten ausmacht, mag ihm dann auch die Werttheorie generell, zumal die Marxsche als »redundant« erscheinen. Doch seine »kritiklose Einstellung zum Rechnen« läßt ihn Allelementarstes vergessen, daß, worauf Nicolai Hartmann in seiner Auseinandersetzung mit der neopositivistischen Formel: »wirklich ist, was meßbar ist«, immer wieder hinweist,

»auch der Gegenstand der exakten Wissenschaften ... in der mathematischen Struktur nicht aufgeht. Es liegt im Wesen der Quantitätsbestimmung, daß sie die Quantität 'von etwas' (!) ist. Es muß immer ein Substrat (!) der Quantität vorhanden sein, sonst ist sie Quantität von nichts (!), ein inhaltsleeres Größenverhältnis ohne Realität... Es liegt ein nicht quantitatives Etwas zugrunde, und erst 'an ihm' haftet die Größenbestimmung« (Hartmann 1980, S. 21 f.).

Ein »Denken, das es nicht denkt«, nennt Adorno »verschnitten und uneins mit sich«. Jenen »Mangel an Selbstbesinnung« (Adorno 1973, S. 53 f.) wird man exemplarisch für den Neoricardianismus an dem Robinsonschen Vorwurf demonstrieren können, die Neoklassik entziehe sich »dem Problem, der Quantität von Kapital einen Sinn (!) zu geben«. Der Vorwurf selbst ist sinnlos vom Standpunkt einer Autorin, die sich als Neopositivistin und als Verächterin werttheoretischer Reflexion vorstellt. Sie vermag nicht zu reflektieren, daß sie mit ihrer Vorstellung von einem »Sinn« ökonomischer Größen selber eine »metaphysische« Position bezieht und insofern in die Nähe solch phänomenologisch orientierter Ökonomen wie Sombart und Gottl rückt, die von ihrer Position her durchaus legitim nach dem »Sinn (!) dieser Größen« fragen dürfen. Schon ihre Beobachtung, Grundbegriffe wie Geld, Gut etc. seien letztlich »unfaßlich«, impliziert die verbotene Frage nach einem objektiven »Sinn«, einer gleichsam ontologischen Struktur. In der Ökonomie qua »quantitativer Wissenschaft« ist sie deplaziert.

3. Die »ontologische« Rückbesinnung des späten Schumpeter

Die vom jungen Schumpeter intendierte »Erkenntnistheorie der Ökonomie« war als neopositivistische orientiert »an Problemen der exakten Naturwissenschaften« (Schumpeter 1908, S. XII, XVI), war er doch überzeugt, daß die Ökonomie ihrem »methodologischen und erkenntnistheoretischen Wesen nach... eine 'Naturwissenschaft' und ihre Theoreme 'Naturgesetze'...« seien. Soziologie und Philosophie gegenüber soll so »eine Art Monroedoktrin der Ökonomie« (ebd., S. 536) begründet werden.

Fühlt sich Hans Albert »gedrängt«, hinsichtlich des Spätwerks »von 'angewandter Wissenschaftstheorie' zu sprechen« (Albert 1976), so dokumentiert es doch eher Unschlüssigkeit und Resignation. Etwa 40 Jahre nach seinem ersten Anlauf scheint es ihm jetzt »weder möglich noch wünschenswert«, sich »auf eine Erkenntnistheorie der Wirtschaftswissenschaft« (Schumpeter 1965, S. 47) einzulassen. Der Grund ist methodologische Ratlosigkeit. An drei Punkten läßt sie sich aufzeigen.

(1) Da ist zunächst die von der Sekundärliteratur bis heute ignorierte, gänzlich veränderte Charakterisierung der Marxschen Analyse gegenüber seiner ganz unhaltbaren Darstellung etwa 7 Jahre früher. Galt ihm damals noch die Werttheorie als »die Ricardianische« und die Marxsche Argumentation bloß als »weitschweifiger und 'philosophischer' im schlimmsten Sinne des Wortes«, erfährt Marx dort noch das fragwürdige Lob, er habe nirgendwo die »positive Wissenschaft« — gemeint ist hier allen Ernstes die Ökonomie — »an die Metaphysik verraten« (Schumpeter 1950, S. 46 f., 25), so gerät jetzt zusehends die Vorstellung von der Ökonomie als autonomer und »exakter Disziplin« ins Wanken. Eine offenbar neue und ernsthaftere Marx-Lektüre führt Schumpeter jetzt zu Einsichten, die nicht bloß seinem früheren Marx-Verständnis, sondern darüber hinaus seiner Vorstellung von der Ökonomie als »positive Wissenschaft« strikt zuwiderlaufen. Schumpeter entdeckt für ihn Paradoxes. Der Vergleich zwischen der Marxschen und der Ricardoschen »Arbeitsmengentheorie« führt ihn nicht bloß zu gewissen Selbstverständlichkeiten:

»auch nichtmarxistische Historiker hätten erkennen müssen — was sie in den meisten Fällen nicht taten (!!) —, daß es einen noch grundsätzlicheren Unterschied... gibt. *Ricardo*, der am wenigsten von der Metaphysik beeinflusste aller Theoretiker, hatte die Arbeitsmengentheorie... als Hypothese eingeführt... Für *Marx* aber, dem am stärksten von der Metaphysik beeinflussten aller Theoretiker (!!!!) war die Arbeitsmengentheorie nicht nur eine Hypothese über die relativen Preise... In Wirklichkeit... ist die Marxsche Werttheorie durchaus nicht mystisch oder metaphysisch... (beim) absoluten Wert... handelt (es) sich lediglich um den logisch zu Ende gedachten und konsequent angewandten *Ricardoschen* Realwert«.

Schumpeter spürt, daß hier vom Standpunkt der traditionellen »positiven Theorie« her so Einiges nicht mehr mit rechten Dingen zugeht — ausgerechnet der »am stärksten von der Metaphysik beeinflusste« aller Ökonomen konstruierte eine Arbeitswerttheorie, die »vielleicht die einzige (ist), die jemals gründlich durchkonstruiert wurde« (!!) — doch mag er die methodologischen Konsequenzen des entdeckten Paradoxons nicht recht wahrhaben. Daß hier ganz neue und unaufgearbeitete Probleme vorliegen, hat er jedoch unumwunden zugestanden: es sei ihm im »Rahmen dieses Buches unmöglich, das ganze Problem zu klären« (!!!). Der Ökonomie schien es längst geklärt und Schumpeter vermerkt nachdenklich:

»die Werttheorie... wurde zu sehr im *Ricardoschen* Sinn interpretiert. Dies aber war ein Irrtum, der auf ein Mißverständnis des wesentlichen (!!!) Punktes der Marxschen Werttheorie hinweist (!!)« (Schumpeter 1965, S. 727 ff.).

Mit der Zurückweisung der traditionellen Identifizierung beider Werttheorien ist auf den »wesentlichen Punkt« lediglich »hingewiesen«, so daß seine eigentliche Untersuchung noch aussteht! Überflüssig zu erwähnen, daß die bemerkenswerte Selbstkritik Schumpeters in der akademischen Ökonomie und Methodologie ausnahmslos ignoriert worden ist.

(2) Dies gilt freilich auch für den zweiten Punkt jener Selbstkorrektur, die ihn schließlich von seinen frühen Positionen ganz abrücken ließ: Der späte Schumpeter konstatiert im Hinblick auf die »Jevons-Menger-Walrassche Theorie« ein »Versagen der unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips« (Schumpeter 1965, S. 1121). In seinem Geld-Manuskript tritt dieses Prinzip ganz in den Hintergrund und methodologisch dominieren essentialistische Überlegungen, da seine Grundthese lautet, »daß sich im Geldwesen eines Volkes alles spiegelt, was dieses Volk tun will, tut, erleidet, ist (!!)«. Die Grundfrage ist die nach dem »Wesen des sozialen Instituts..., das wir Geld nennen« (Schumpeter 1970, S. 1, 221). Doch Schumpeter nennt andere »Beispiele« für das »Versagen« des Prinzips: die Zinstheorie und den Begriff »Kapital«. Wiederum treten hier essentialistisch-hermeneutische Vorstellungen in den Vordergrund, die dem Neopositivismus seiner frühen Maximen strikt widersprechen. Die »Methodologie« Böhm-Bawerks will er gegenüber den »mathematischen Ökonomen« verteidigen, sofern diese sie »verachten«. Diesem sei es darum gegangen,

»das Phänomen des Zinses zu 'erklären' oder zu 'verstehen' (!)... die 'Ursache' (!) oder die 'Quelle' oder das 'Wesen' (!) des Zinses zu erforschen... Da das ökonomische System nicht als Komplex undefinierter Dinge behandelt werden kann, müssen wir... zunächst definieren, was (!) seine Elemente... bedeuten (!) sollen, ehe wir (!) die exakten Probleme... in Form von... Eigenschaften der Funktionen... die diese Bedeutung beinhalten (!!), formulieren können... Wenn wir all dies getan haben, können wir sagen, daß wir... die Elemente 'erklärt' oder 'verstanden' (!) haben,... die wir 'erklären' oder 'verstehen' (!) wollten« (Schumpeter 1965, S. 1178).

Wie man sieht, brachte die schroffe Zurückweisung seines methodologischen Frühwerks durch seine Lehrer Wieser und Böhm-Bawerk offenkundig das zustande, was man eine »geisteswissenschaftliche« Kehre nennen könnte. Bezeichnete es doch Wieser als die eigentliche Aufgabe der Wirtschaftstheorie den »wahren Sinn« der »Urworte« und »Namen« zu »deuten«, den

»Sinn (!) der Wirtschaft auch in solchen... Zusammenhängen zu verstehen (!), die über die Erfahrung des einzelnen hinausgehen... Die... Geisteswissenschaften, zu denen die Wirtschaftstheorie gehört (Wieser 1914, S. 133, 136), erforschen den 'Geist der Grundworte'«.

Tatsächlich hatte Schumpeter bereits in seinem ersten geldtheoretischen Versuch von 1917/18 die Unzulänglichkeit analytischer Methoden für die geforderte »Arbeit an den Grundbegriffen« erkannt. Es geht ihm um das Geld »seinem sozialen Sinn (!) nach« und zwar »nicht nur für den die Erscheinungen deutenden (!) Forscher« (Schumpeter 1952, S. 39), also um ihren *objektiven* Sinn. Dasjenige, was wir »Kaufkraft« bloß »nennen«, gilt ihm als eine »Erscheinung sui generis«, in seinem eigentümlichen Realitätscharakter also offenbar grundsätzlich von Naturphänomenen zu unterscheiden oder ein Etwas, das seinem »Wesen« (ebd., S. 49) nach zu bestimmen ist. Im Spätwerk wird er dann programmatisch formulieren, daß die formalisierbaren Beziehungen aus dem »Überblick über die 'Bedeutung' eines Phänomens« (Schumpeter 1965, S. 1179) abzuleiten sind.

Die Begriffe »Sinn«, »Bedeutung«, »Wesen«, »Ursache«, »Verstehen« etc. setzt Schumpeter häufig in Anführungsstriche; offenbar will er demonstrieren, daß er sich der Problematik dieser Begriffe durchaus bewußt ist, doch vom »Hohlnlächeln« (ebd., S. 1179) der »mathematischen Ökonomen« oder strikten Positivisten sich keineswegs beeindrucken läßt.

(3) Der dritte Punkt der Selbstkorrektur resümiert und klassifiziert nur das Vorangegangene. In dem 2. Kapitel seines Spätwerks, überschrieben 'Die Methode der ökonomischen Analyse', findet sich nämlich *expressis verbis* die Distanzierung von jenen neopositivistischen Physikalismus, durch den sich sein methodologisches Frühwerk auszeichnete. Der Ökonomie

»fehlt jede Möglichkeit von Laboratoriumsversuchen, aus der die Physik so großen Nutzen zieht,... statt dessen schöpft die Wirtschaftswissenschaft aus einer Erkenntnisquelle, die der Physik versagt ist (!), nämlich dem weitgehenden (!) Wissen des Menschen um den *Sinn* (!!!) der wirtschaftlichen Handlungen. Diese Erkenntnisquelle (!!) ist aber zugleich eine Quelle von Kontroversen... Diese Erklärung hat hoffentlich dazu beigetragen, mich von dem Verdacht zu befreien, daß ich zum Scientismus neige«. Er insistiert darauf, »daß 'Erklären' in den Naturwissenschaften etwas ganz anderes (!!!) bedeutet als in den Sozialwissenschaften« (ebd., S. 48, 50).

Im Grunde bleibt es bei dieser *negativen* Bestimmung; Schumpeter mißtraut allen philosophischen Entwürfen »verstehender« Sozialphilosophie und verwirft begründungslos auch Simmels Analyse von Wert und Geld. Lediglich seine späte Entdeckung, die »philosophische« Struktur der Marxschen Werttheorie, scheint ihn zutiefst zu irritieren:

»Die... Arbeitsmenge war nicht nur ein bloßer »Regulator« ihres Werts. Sie *war* ihr Wert (dessen »Wesen« oder »Substanz«)... Möglicherweise sind nun unsere weniger metaphysisch orientierten Leser davon nicht sehr beeindruckt; deshalb will ich sofort auf den praktischen Unterschied hinweisen...« etc. (ebd., S. 728 f.).

Seine Verdeutlichungsversuche bleiben hilflos und er spürt es: »Für den Nationalökonom ist *Marx* einer der schwierigsten Autoren« (ebd., S. 946) — ein in seiner Offenheit sympathisches Eingeständnis und zugleich eine nur allzuwahre Feststellung. Im Gegensatz zu den heutigen Vertretern seines Fachs, die wie etwa J. Kromphardt immer noch an der anachronistischen Gleichsetzung von klassischer und Marxscher Werttheorie festhalten, war der späte Schumpeter auf dem Weg zu einem adäquaten Marx-Verständnis. Der eigentliche Sinn der prinzipiellen Differenz beider Werttheorien mußte dem *Ökonomen* Schumpeter verborgen bleiben. Wie 119 Jahre nach dem Erscheinen des *Kapital* immer noch ausnahmslos jeder Ökonom, vermochte sich auch Schumpeter über dessen Untertitel und damit über die prinzipielle Differenz zwischen der klassischen und der Marxschen Analyse generell keine Klarheit zu verschaffen: als »*Kritik*« ist sie bis heute etwas der Ökonomie ganz Unbekanntes geblieben, nämlich »*Kritik der ökonomischen Kategorien*«, also keine quantitative Ökonomie, der vielmehr ebenso wie der klassischen »die kritiklose (!!!) Annahme der Kategorien« (K1/561) als gleichsam unreflektierte Bedingung ihrer Möglichkeit zugrundeliegt.

So vermag Schumpeter denn auch nicht die Ricardo-Kritik Baileys als positivistischen Vorläufer der Marxschen »Kritik des Gesamtsystems der ökonomischen Kategorien« (T3/250) zu durchschauen. Zwar bemerkt er trefflich, daß Bailey einen »schicksalhaften Schlag gegen den Ricardianismus« (ebd., S. 732) geführt habe, doch kommt es ihm nicht in den Sinn, die Marxsche Werttheorie in der ihm allein vertrauten Fassung des *Kapitals* als *Meta-Kritik* der Ricardo-Kritik Baileys zu begreifen. So vermag er denn auch nicht zu sehen, daß das zu Ende Denken dieser Kritik zu einer prinzipiellen Kritik der Ökonomie überhaupt führen muß. Bezeichnenderweise hat er methodologisch gegen den Theorie-Ansatz Ricardos denn auch gar nichts einzuwenden, den er anschaulich als »fragmentarische Mikroanalyse« (ebd., S. 1213) charakterisiert. Im Grunde kann er sich eine andere als die einer mikroökonomischen Begründung der ökonomischen Theorie auch gar nicht vorstellen. Daß schon der

junge Marx anlässlich seiner ersten Lektüre von Smith und Ricardo jene »fragmentarische Mikroanalyse« kurz und treffend als »erdichteten Urzustand« kritisierte, der in der »Form der Geschichte« das zu erklärende »Faktum« der Ökonomie »unterstellt«, statt es zu »deduzieren«, übersteigt den ökonomischen Fachhorizont Schumpeters. Wie das letzte Zitat zeigt, sucht er sich an den eigentlichen Sinn der Marxschen Verwendung »metaphysischer« Begriffe und damit an den Kern der Marxschen Werttheorie heranzutasten; doch die positive Bestimmung dessen, was Marx als seine »Revolutionierung« der Ökonomie, somit auch der Werttheorie verstanden hat, will ihm nicht gelingen: ihre neue Begründung als *Konstitutionstheorie* des Werts und der ökonomischen »Gegenständlichkeit« überhaupt im strikten Gegensatz zu den *Tausch-Handlungstheorien* der Ökonomie, die nach dem Wort Gottls zu den »Fabeleien« der subjektivistischen oder auch objektivistischen Wert-»Messung« Zuflucht nimmt. Es ist durchaus richtig gesehen: Bei Marx war die Arbeitsmenge der Produkte »nicht nur ein bloßer 'Regulator' ihres Werts«, für Marx *ist* sie vielmehr »ihr Wert (dessen 'Wesen' oder 'Substanz')...«. Freilich kommt alles darauf an, diesen Satz in seiner widersprüchlichen Struktur zu entfalten, statt sogleich »unter dem rohen Einfluss des Bürgers« (K1/64) nach dem »praktischen« Unterschied zwischen Marx und Ricardo zu fragen.

Immerhin ist es frappierend, daß der späte Schumpeter statt in ökonomietheoretischer Weise einige banale Phrasen über den angeblich »metaphysischen«, gar »scholastischen« Substanz-Begriff bei Marx zu murmeln — eine Manier, die sich bekanntlich auch in der analytischen Marx-Kritik und Marx-Rezeption eingebürgert hat —, nunmehr, in gleichsam »wirtschaftswissenschaftlicher« Selbstverleugnung, seine Beobachtung ernstzunehmen beginnt. Dies führt nun zu einem zentralen Problem speziell der Methodologie Schumpeters, doch letztlich der Sozialwissenschaft überhaupt. Es geht dabei um das, was der Herausgeber des Schumpeterschen Geld-Manuskripts, Fritz Karl Mann, als die ihm zugrundeliegende »erkenntnisphilosophische Annahme« verstanden wissen will:

»nämlich, daß die empirische Analyse... nur die Oberfläche der Vorgänge — oder den Abglanz der transzendenten Realität (!! in der Sinnenwelt — zu erkunden vermag, während »das Wesen der Dinge« oder »der Sinn der Erscheinungen« nur durch die Intuition (!! — oder durch die »Vision« (!!), wie sie Schumpeter meistens nannte — erfaßt werden kann« (Mann 1970, S. XIII).

Mann stützt seine Interpretation ausschließlich auf die essentialistischen Formulierungen des Geld-Manuskripts, wo er gewisse »erkenntnisphilosophische Skrupel« Schumpeters aufzeigen will, die dieser »zu beschwichtigen« suchte.

Einige zentrale Aussagen des methodologischen Spätwerks vermögen die Mannsche These vollauf zu bestätigen: daß der »empirischen Analyse trotz ihrer Unentbehrlichkeit« im Grunde nur sekundäre Bedeutung zukommt, die Ökonomie folglich nicht als »Erfahrungswissenschaft« im Sinn des Logischen Empirismus begriffen werden kann. Da ist zunächst seine Zurückweisung des heute bekanntlich auch in der Ökonomie vertretenen »instrumentalistischen« Wissenschaftsbegriffs sowie die Definition der Wissenschaft »nach dem Schlagwort 'Wissenschaft ist Messung'...«. Die Ökonomie wäre dann

»zwar auf gewissen Teilgebieten (!! wissenschaftlich, nicht aber in ihrer Gesamtheit« (Schumpeter 1965, S. 36).

Und dies soll sie irgendwie eben doch sein. Die erörterte These, Ökonomie ist eine »von Natur aus quantitative Wissenschaft« wäre also erheblich einzuschränken und gälte bloß für »gewisse Teilgebiete«. Es gibt andere, nicht-quantitative Teilgebiete, die positiv nur als »*qualitative*« bestimmt werden können.

Schumpeter geht jedoch noch einen Schritt weiter. Wenn die Kritischen Rationalisten den Ökonomen im Hinblick auf die »Anwendung methodologischer Prinzipien... kein besseres Buch empfehlen« (Raffée 1979, S. 57) mögen als Schumpeters Spätwerk, so müßte eine exaktere Lektüre besonders sie schockieren, da hier der gepriesene Autor sich expressiv verbis weigert, »Wissenschaft« und »moderne« oder »empirische Wissenschaft« gleichzusetzen. Er wirft letzterer vor, daß sie »Fakten« in problematischer Manier »reduziere«. Der für den Kritischen Rationalismus oder der »erfahrungswissenschaftlichen Methode« reklamierte Autor will sich zwar bei der Beurteilung der »Techniken der Analyse« auf den »empirischen Standpunkt stellen«, doch ist dieser eben nur ein »Gesichtspunkt« (!) unter anderen. Daher sei zu bedenken:

»selbst wenn wir unter diesem Gesichtspunkt irgendwelche Lehrsätze oder Methoden für unhaltbar erklären... so schließen wir sie damit noch nicht aus dem Bereich wissenschaftlichen Denkens... aus... wir sprechen ihnen nicht den wissenschaftlichen Charakter ab.«

Schumpeter weiß, daß er sich auf schwankendem Boden bewegt: dem »Niemandland des Zweifels« (Schumpeter 1965, S. 38). In einer Randnote fügt er daher sogleich hinzu:

»All diese Erklärungen reichen bei weitem nicht aus und werden den tiefgründigen Problemen (!!!), die wir hier nur oberflächlich streifen, in keiner Weise gerecht« (ebd., S. 39).

Man begreift hier allmählich, warum ein Autor, der als jugendlicher Wissenschaftler wählte, eine »*Erkenntnistheorie der Ökonomie*« (Schumpeter 1908, S. XII) verfaßt zu haben, nach Ablauf einer 40jährigen Forschung schließlich das Scheitern dieses Unternehmens eingestehen mußte und nachdrücklich warnte, sein Werk als »Erkenntnistheorie der Wirtschaftswissenschaft« (Schumpeter 1965, S. 47) mißzuverstehen. Und dies, obwohl es doch gerade auch als »Methodengeschichte« (Vorwort von F.K. Mann, S. VI) konzipiert worden war.

Dabei waren es natürlich von Anbeginn *materiale* Probleme, deren Unlösbarkeit sich in der Aporetik der späten Methodologie und ihrer Tendenz zur Skepsis manifestieren sollte. Schumpeter suchte ein Problem zu lösen, das der Quadratur des Zirkels gleichkommt: die Synthesis von Walrasianischer Preistheorie und österreichischer Kapitaltheorie. So heißt es denn schon im Frühwerk, daß

»L. Walras und v. Wieser jene Autoren sind, denen der Verfasser am nächsten zu stehen glaubt« (Mann 1970, S. IX).

Konnte sich Walras der Illusion hingeben, die Ökonomie als »physisch-mathematische Wissenschaft« zu bestimmen, so zeigt Wieser, daß der Begriff des Kapitals notwendig zum Begriff des »Gesamtkapital« führt, damit aber das Problem der »innerlichen Einheit« (!), genauer der volkswirtschaftlichen »Einheit« in der »Vielheit« gestellt ist. Konsequenterweise wird eine »Übertragung der Methoden der mathematischen Physik« verworfen und Ökonomie als »Geisteswissenschaft« bestimmt. Meint der Kritische Rationalist, die Ökonomie verfare »im großen und ganzen« nach der »naturwissenschaftlichen Methode« (Meyer, in Raffée 1979, S. 56), so tendiert der warmherzig empfohlene Wieser-Schüler Schumpeter vielmehr dazu, die Ökonomie den »Geisteswissenschaften« (Schumpeter 1965, S. 654) zuzuzählen — folgerichtig, wenn er die Bedeutung der »empirischen Wissenschaft« im Bereich der Ökonomie relativiert und im »Sinn der wirtschaftlichen Handlungen« die eigentliche, freilich »kontroverse«, damit problematische »Erkenntnisquelle« erkennen will.

In dem Gegensatz zwischen dem »physisch-mathematisch« orientierten Walras und dem

»Geisteswissenschaftler« Wieser drückt sich freilich noch ein andres Problem aus, das vermutlich den tieferen Grund der Irrungen und Wirrungen Schumpeters ausmacht: die ihn offenbar zutiefst irritierende Erkenntnis des »Versagens der *unifizierenden* Kraft des Grenznutzenprinzips«.

Wollte er doch bekanntlich das Walras-System als »Magna Charta der ökonomischen Theorie« verstanden wissen. »Mehrfach« hatte er »festgestellt, daß das Wertproblem immer die Schlüsselposition innehaben muß, und zwar als das Hauptwerkzeug der Analyse in jeder reinen Theorie, die mit einem rationalen Schema arbeitet« (ebd., S. 312, 718 f.). Das »Versagen der unifizierenden Kraft« jenes Prinzips war für Schumpeter also identisch mit dem *Versagen* des »*Hauptwerkzeugs*« der *rationalen* Theorie.

Die für unsere gegenwärtigen Diskussionen entscheidenden Fragen lauten offenbar, ob sich die Schumpetersche *Hauptthese* so verallgemeinern läßt, daß sie sich in Wahrheit auf die »mathematisistische« Modelltheorie der Preise überhaupt bezieht, also auch auf den Neo-Ricardianismus. Mir scheint, daß die Schumpetersche Hauptthese eine zweite Frage nach sich zieht, die nämlich, ob das partielle Versagen jenes Prinzips nicht etwa auf dieses selbst zurückschlägt.

Die Verallgemeinerung scheint mir zulässig, weil m.E. Schumpeter unmittelbar sich gar nicht herausgefordert sah, den Anwendungsbereich des Grenznutzenprinzips zu restringieren; lediglich der durch dieses Prinzip angezielte Aufbau einer quasi-axiomatischen, »exakten« Theorie schien ihm am Ende seines Lebens definitiv in Frage gestellt, d.h. die Ökonomie als primär »quantitative Wissenschaft«. Und von dieser Problematisierung scheint auch der Neoricardianismus betroffen. Grob gesprochen wird man sagen dürfen: lediglich die Theorie der relativen Preise, nicht aber gewisse Teile der Geld- und Kapitaltheorie schienen ihm eine den Erfordernissen der »exakten« und »empirischen« angemessene Behandlungsart zugänglich.

Da Schumpeter die »tiefgründigen Probleme« nur »oberflächlich streifen will«, ist auf den Text allein kein Verlaß; die Formulierung verweist auf jene verwandte im Wert-Kapitel, das er gleichfalls sehr spät verfaßt hatte. Mit der erörterten Selbstkritik widerrief er nun nicht bloß die auch in einem früher verfaßten Kapitel erneut vorgetragene These, daß »Marx ein Schüler Ricardos war... und nur mit vorgefundenen und nicht mit selbstgeschaffenen Werkzeugen arbeitete«, sondern zugleich den ihr korrespondierenden Theoriebegriff. Dort glaubt er nämlich noch jene Interpreten verspotten zu dürfen, die da meinten, daß die Marxschen »Lehrsätze sozusagen einen Astralleib«

»besitzen, der sich den üblichen Regeln (!) des wissenschaftlichen Verfahrens entzieht... Marx wendet die Methoden der empirischen (!) Analyse an, wenn er über die empirische (!) Welt urteilt; folglich haben seine Lehrsätze... entweder die übliche empirische (!) Bedeutung oder gar keine (!)« (ebd., S. 488 f., 483).

Dies im methodologischen Selbstverständnis der heutigen Ökonomen dominierende Bekenntnis soll sich also — wie etwa auch Jonas behauptet — bei näherem Hinsehen als Selbst-*Mißverständnis* erwiesen haben; der Spott kehrt sich gegen das eigne Unternehmen oder die eigne Zunft. Sie vermag über den eignen »Astralleib« sich keine hinreichende Klarheit zu verschaffen.

Das aufkeimende Interesse an der Marxschen Theorie des »Werts (dessen 'Wesen' oder 'Substanz')« bleibt zwar oberflächlich — jenes *Moment* der Marxschen Realdefinition wird sogleich konventionalistisch wegräsoniert —, doch Schumpeter dürfte sich gewiß erinnern haben, daß hier ein zentrales Problem der *Kapital*-Theorie oder genauer der *Kapitalwert*-Theorie vorliegt

und die Analyse des Kapitalbegriffs generell keine bloßen Nominaldefinitionen zuläßt. Hatte er doch selbst im Frühwerk hiergegen zu Recht eingewandt, es müsse

»das Bemühen mancher Theoretiker, auf eine Konvention (!) über den Inhalt des Kapitalbegriffs hinarbeiten... notwendig resultatlos bleiben, solange und soweit Kapital und Zins untrennbar verbunden sind.«

Mehr noch, auch die Hauptthese zur »unifizierenden Kraft« des Grenznutzenprinzips wird hier in aller Prägnanz so beschrieben, daß wir den Prozeß der Kapitalentstehung aus Arbeit und Boden im Sinn der österreichischen Theorie im Rahmen des »exakten Systems« (!) »nicht beschreiben können — daß uns die reine Tauschtheorie... ihr Apparat dieses Problem ausschließt« (Schumpeter 1908, S. 168, 171).

Das Spätwerk erläutert genauer, daß Walras »die Existenz« des Kapitalzinses als »unbestreitbare Tatsache hinstellte, ohne... sie zu beweisen« und beweisen zu können; wenn es richtig ist, daß aus der Theorie der Interdependenz der Größen sich das bloße Dasein des Zinses nicht erklären läßt, dann muß in der Tat zwischen dem »Problem der Existenz des Zinses« und dem »Problem der seine Rate bestimmenden Faktoren« (Schumpeter 1965, S. 1234, 1127) unterschieden werden; das eine ist dann offenbar Sache der österreichischen, das andere die Problemstellung der Walrasianischen Theorie; ist hier die *quantitative* Theorie gefordert, so dort eine ganz anders geartete, eine *qualitative*, die — was Schumpeter freilich nicht sehen will — ganz analog zur Metaphysik nach dem »zureichenden Grund« von Etwas fragt. Eine *Dichotomie* der Erklärungsprinzipien tritt so hervor und es scheint, daß sich der Neoricardianismus derselben Kalamität aussetzt.

Hier sei die Frage ganz zurückgestellt, ob und wie jene Theorien diese arbeitsteiligen Aufgaben zu lösen vermögen; es interessiert vielmehr ausschließlich die Frage nach ihrer logischen Struktur. Und dabei wiederum beschäftigt uns jenes Problem, das Schumpeter methodologisch ursprünglich gar nicht thematisieren mochte: das »Phänomen des Zinses zu 'erklären' oder zu 'verstehen'... die 'Ursache' oder die 'Quelle' oder das 'Wesen' des Zinses zu erforschen«. Es geht um das Problem des Kapitalzinses im umfassenden Sinn, marxistisch gesprochen um »Quelle« und »Wesen« des Profits bzw. seiner Bestandteile, »Zins« und »Unternehmergewinn«. Empirisch gegeben ist die »Rate« des Kapitalzinses als monetäre; *nicht*-empirisch gegeben, sondern konstruiert ist die »*natürliche*« oder »*reale* Rate«, auch »natürlicher Zins« genannt, in dem die österreichische Theorie die »Quelle« oder das »Wesen« des Profits sehen will.

4. Wertvergessenheit und Wertobskurantismus der Nationalökonomie

Wir vermerkten, daß der neopositivistisch orientierte O. Morgenstern im »natürlichen Zins« nichts anderes sieht und von seinem Standpunkt auch nichts anderes sehen kann als eine »*mystische* Angelegenheit«, somit einen »*Unbegriff*« (Morgenstern a.a.O., S. 350). Es ist schließlich klar, daß er sich keineswegs als »theoretischer Begriff fassen läßt, denn es ist nicht einzusehen, wie sich Korrespondenzregeln zum »monetären« als gleichsam »empirischen Begriff« ermitteln ließen. Eine mit »*Unbegriffen*« operierende Theorie ist nun freilich eine pseudowissenschaftliche.

So erklärt sich denn auch das auf den ersten Blick als paradox anmutende Phänomen, daß die fast durchweg *empiristisch* orientierten Ökonomen der Gegenwart durchaus keine Neigung zeigen, sich auf eine *empiristische* Beurteilung der Kapitaltheorie einzulassen. Doch auch zu Schumpeters Zeiten war es ein heterodoxer Ökonom, der eindringlich darauf hinwies, daß

die Verteilungstheorie ein »methodologisch aufs äußerste umstrittenes Gelände... beschreiben« müsse. Dabei bilde die

»Erklärung des Zinses... das Kernproblem aller Verteilungstheorie, die Zinstheorie ist angesichts der Schwierigkeit der Beziehung des Zinsbegriffs auf den produktionstheoretischen des Kapitals das Kriterium für die systematische Qualität einer Wirtschaftstheorie überhaupt«.

Angesichts des immer wieder beklagten »Chaos« der ökonomischen Systeme müßte es als ein wirklicher Fortschritt gefeiert werden, sollte sich ein derartiges Kriterium gewinnen lassen; Ökonomie begänne sich als Wissenschaft zu etablieren. Die Zinstheorie soll ins Zentrum der Ökonomie vermutlich deshalb rücken, weil der »reale Zins« offenbar nicht bloß als ein Element der Preistheorie à la Walras-Sraffa zu begreifen ist, sondern weit über deren Aussagekapazität hinaus als Faktor der Wert-Schöpfung gelten soll. In diesem Fall hätten wir es freilich nicht mehr mit einer Modelltheorie, sondern mit einem gleichsam ontologischen Aussagesystem, einer Kategorial-Analyse zu tun.

Freilich ist deren Geltungsanspruch nicht minder schwierig zu begründen. Die »methodologische Tragödie« der Ökonomie zeigt sich dann gerade hier. Was bei jenen Thesen Hero Moellers aufhorchen läßt, ist das unumwundene beim-Namen-nennen des *methodologischen Zentralproblems* der Ökonomie: es wird klipp und klar ausgesprochen und nicht mehr wie bei Schumpeter bloß wortreich umschrieben, daß wir es hier im Zentrum der Ökonomie mit einer »nichtempirischen (!!) Lehre« (Moeller 1936, S. 538, 546) zu tun haben. Was anderes ist der Sinn der Schumpeterschen Feststellung, daß die Kapitaltheorie nach der »Ursache« oder der »Quelle« oder dem »Wesen« eines Empirischen zu fragen habe, der Erscheinung Zins? Zwar hat Moeller das Tabu gebrochen, doch lediglich Jonas rückt den für das »erfahrungswissenschaftliche« Selbstverständnis der Ökonomie katastrophalen Befund ins grelle Tageslicht, und zwar als eine generalisierte Feststellung. Er stellt heraus, die »Naturgesetze« der Ökonomie »sind nicht empirisch nachprüfbar wie in den Naturwissenschaften, sondern Aussagen über den Grund eines Geschehens... Dieser Grund ist eben als Grund nicht Erscheinung... und jede Allgemeinheit an Erkenntnis... ist nicht wie in den Naturwissenschaften durch die Anschauung (!), sondern nur im Begriff (!) nachzuprüfen... die Frage nach dem Warum eines Geschehens... kann nicht aus der äußeren Anschauung abgelesen werden wie die Zeitabfolge in einem Experiment. Der zureichende Grund eines Geschehens wird daher in der Theorie immer irgendwie vorausgesetzt (!)« (Jonas 1959, S. 394, 397).

Schumpeter weiß und verdrängt dennoch, daß es gerade die zentralen Lehrsätze der *akademischen* Theorie sind, denen »sozusagen einen *Astralleib*« zukommt und die durchaus nicht die »übliche empirische Bedeutung« zu besitzen vermögen; gilt nun aber seine Alternative, daß sie dann eben »gar keine« besitzen?

Wie man diese Gretchenfrage der Ökonomie auch beantworten mag, soviel ist jetzt schon sicher, daß die akademische Ökonomie den Rubikon ihres vordergründig rationalen Feldes überschritten und metaphysisches oder sagen wir doch besser *vulgär*-metaphysisches Gebiet betreten hat, sobald sie mit kapitaltheoretischen Begriffen operiert; es ist durchaus nicht zu sehen, wie sie Wesen und Erscheinung zu *vermitteln* vermöchten, etwa den »realen« oder »natürlichen« Zins mit dem monetären. Das erscheint auf den ersten Blick nur deshalb anders, weil sie den Sinn der verwandten Begriffe und Größen nicht zu reflektieren vermag.

Nur wenige mögen sich eingestehen, daß sie hier genötigt sind, mit »Unbegriffen« zu operieren: »Substanz« und »Form«; auch von »konkreter Naturalform« und ebenso von ihrer Ge-

genform, der »Geldform«, ist recht häufig die Rede; gar von der »Doppelnatur (!!) des (!) Kapitals«:

»Kapital hat nämlich eine Geldform und eine Naturalform, wie bereits Wieser festgestellt hat« (Mahr 1967, S. 88).

Wieser und einige andere Ökonomen wagten sich sogar noch einen Schritt weiter und sprachen exakter nicht von den Formen »des« Kapitals, sondern der »Substanz« des Kapitals und gelegentlich sogar des Kapital-»Werts«. Doch eben hier ahnt der Ökonom Schlimmes und läßt es bei diesen »Unbegriffen« sein Bewenden haben. Lediglich der auf Wiesers »Schultern« stehende Schumpeter robbt sich noch ein klein wenig an die verbotene Zone heran — dem »Niemandland des Zweifels« — und spricht im Kontext seiner Analyse der von ihm hoch geschätzten Physiokraten vom »Januskopf (!) des nichtmonetären Kapitals«, des sog. »Realkapitals,

»das auf der einen Seite Wert... und auf der anderen Seite physische Güter darstellt«, wobei die »Kapitalkosten... in den Wertbegriff eingehen, nicht aber in den physischen Kapitalbegriff« (Schumpeter 1965, S. 305).

Zwar wird hier alles dunkel und Bailey hätte gewiß seinen Finger auf die Wunde des dem Ricardianischen allzu Verwandten gelegt — »ich weiß nicht, was das alles sagen will« (in T3/125); — Schumpeter spricht bloß noch in Metaphern und mag ihren »Sinn« nicht reflektieren; seine »Erkenntnisquelle« — der »Sinn der wirtschaftlichen Handlungen« — muß hier schließlich versagen und so kommt es abrupt zum Abbruch jeglicher Reflexion. Ohne es zu wissen und zu wollen, demonstriert uns nämlich Schumpeter, daß der Kapitalbegriff den Übergang zu einer *dialektischen* Arbeitswerttheorie erzwingt: was er hier »Januskopf« nennt, ist nämlich gar nichts anderes als das, was Hegel »Doppelwesen« oder »Gedoppeltes«, Marx ähnlich »Doppeltes«, »Doppelnatur«, »Zwieschlächtiges«, »Doppelexistenz«, »Doppelsein« etc. nennt.

Die unreflektierte Bedingung der akademischen Ökonomie enthüllt sich als ein *Denkverbot*: die mangelnde Einsicht, daß die Erkenntnis des »Januskopfs des nichtmonetären Kapitals«, des sog. »Real«-Kapitals, nur dann einer rationalen Formbestimmung zugänglich wird, wenn man zugleich den »Januskopf« der »Ware überhaupt« thematisiert; den existierenden »Widerspruch« also,

»den die Ware als solche einschließt, als (!) besonderer Gebrauchswert zugleich (!) allgemeines Äquivalent... allgemeiner Gebrauchswert zu sein« (13/34).

Es soll die »Ware als solche«, nämlich als Gegenbegriff zum »Produkt« oder zum Sraffaschen »Erzeugnis«, auszeichnen, daß sie diesen »Widerspruch« hat, »einschließt«; dabei erfährt der Begriff »Wert« hier eine *qualitative* Bestimmung: »allgemeines Äquivalent... Gebrauchswert für jeden (!), allgemeiner (!) Gebrauchswert«. Mit diesen Begriffen ist schon die Marxsche »Revolutionierung« der Ökonomie angedeutet: der Übergang vom »Fetischismus« der scheinbar *extramundanen* Größe »Wert« zu seiner *reductio ad hominem*, dem eigentlichen Sinn der Marxschen Wert-Analyse.

Soviel ist schon deutlich, daß es hierbei auf die Thematisierung eines »Allgemeinen« ankommen muß, eines *sozial* Allgemeinen oder eben *intersubjektiv* Gültigen, das freilich als solches nicht »erscheint«, sondern nur in der »verkehrten« oder »verrückten« Form des Werts. Die »qualitativen« Bestimmungen des Werts, das, was Marx auch seine »*allgemeinen Charaktere*« nennt, widersetzen sich einer konventionalistischen Bestimmung der »Substanz«, anders ge-

sprochen, des »Grunds« oder »Inhalts« des Werts. Als »Grund« hat der Marxsche »Inhalt« des Werts *Prinzip*-Funktion. Das Schumpetersche Diktum, es gäbe

»keine Regel der Logik, die uns hindern könnte, die verkörperte Arbeit als Tauschwert zu definieren... Grundsätzlich können wir jedenfalls die Dinge nennen, wie wir wollen« (Schumpeter 1965, S. 730),

widerspricht nicht nur seinen eignen Einsichten in die Notwendigkeit ökonomischer *Real*-definitionen, sondern verrät, daß er selbst noch in den späten Reflexionen meilenweit von einer Erkenntnis der Marxschen Wert-Analyse entfernt blieb.

Dabei hätte ihm die Definition des Zinses als »Preis für zeitlichen Gebrauch einer Wertmenge«, so wie der vielerörterte Gegensatz von »physischer und *Wert*produktivität«, vor allem aber die Wendung, »daß 'Wert' hin und hergehe« (Schumpeter 1914, S. 47 f.) aufmerksam machen müssen, daß im Interesse der von der Ökonomie reklamierten Wissenschaftlichkeit alles darauf ankommen muß, den »Sinn« ihrer Größen, mithin die »allgemeinen Charaktere des Werts« zu eruieren und zu dechiffrieren. Solange man jedoch den »hin und hergehenden Wert in Gänsefüßchen setzen muß, gesellt sich zur »Vulgärökonomie« allergrößte *Vulgär-Metaphysik*, Obskurantismus — sei es im neoklassischen oder neoricardianischen Lager; die subjektive Werttheorie oder die anti-werttheoretische Preistheorie der Sraffianer schlägt um in allergrößten *Wert-Objektivismus* oder eben *Wert-Obskurantismus*; die auf dem Gebiet der Wert- oder Preistheorie unterbliebene Form-Analyse des Werts rächt sich dann in diesem »Fetischismus« der makroökonomischen Gespenster.

So kann man dann erleben, daß die »moderne« Ökonomie gelegentlich die obskurantische Katze aus dem mathematizistischen Sack läßt, indem Kapital oder eben der »hin- und hergehende«, nämlich Kreise »laufende« Wert der Makroökonomie allen Ernstes als »eine Art Lebewesen« (Jochima 1985, S. 67) beschrieben werden kann.

Diese grobe Gestalt des Fetischismus findet sich beim Neoricardianer wohl kaum, doch sehr wohl der verfeinerte und generell das, was man *Wertvergessenheit* nennen kann; keine nicht-dialektische Theorie der Ökonomie kann sich hiervon freihalten. Nehmen wir J. Robinson. Wie jeder Ökonom sieht auch die Vertreterin der anti-werttheoretischen Preistheorie sich genötigt, den Begriff 'Wert' unausgesetzt zu verwenden. Dem Gegenstand »Wert« können auch bei ihr die seltsamsten Schicksale widerfahren. Da er aus einer »Schaffung« hervorgehen soll — eine durchaus »mystische Angelegenheit« — kann er auch »vernichtet«, »aufgezehrt«, freilich auch »auf ewig erhalten werden« (Robinson 1972, S. 48; Robinson 1974, S. 194 f.). Der »Wert« soll angeblich etwa in Silber von irgendwem auch »gemessen« werden können. Es gibt »Wertspeicher« und ein »dauerhaftes Gut« ist ihr etwas, »das einen Speicher für Wert abgibt«; man kann hieraus nur schließen, daß hier ein Wert als ein *mengenhaftes* Etwas begriffen wird, da es nur als solches speicherungsfähig in einem andern Etwas ist, dem Gut.

Das »Janusgesicht« der Ware blieb auch J. Robinson nicht verborgen und verleitet sie gar zu Dialektik:

»Jede tauschbare Ware stellt gleichzeitig (!) sich selbst und eine bestimmte Menge (!) Kaufkraft... dar.«

Ein Gegenstand wird zum Subjekt, das »sich darstellt« und obendrein noch als ein anderes; und all dies »gleichzeitig«. So muß man sich nicht wundern, daß J. Robinson auch übersinnliche Vorräte kennt: die »aufgespeicherte Kaufkraft« ist ein »Vorrat an Kaufkraft« — logisch, was sonst (Robinson 1972, S. 36, 38 f., 30, 35).

Die logischen Schnitzer sind beim Neoklassiker Schumpeter und bei der Neoricardianerin Robinson somit ganz die gleichen. Auf die allelementarsten dieser Art machte erstmals S. Bailey aufmerksam:

»Wert... wird nicht bloß absolut gebraucht, statt relativ... sondern... sogar von manchen im Sinne einer meßbaren Ware... 'Einen Wert besitzen'... 'die Summe oder Gesamtheit der Werte' usw. — ich weiß nicht, was das alles sagen will« (zit. v. Marx in: T3/129).

Und ähnlich argumentiert Marx in seiner Polemik gegen Ganilh (T1/178 f.):

»Die Gesamtsumme der Produkte hat... keinen Tauschwert, denn sie tauscht sich gegen nichts aus. Also hat die Gesellschaft, deren Reichtum aus Tauschwerten besteht, keinen Reichtum... Ferner verliert die Summe (die gesellschaftliche Summe der Tauschwerte) ihre Natur, Tauschwert zu sein, im selben Grad, wie sie Summe von Tauschwerten wird.«

Marx zeigt hier freilich nur die notwendige, aber inakzeptable Konsequenz der heute Neoklassikern und Neoricardianern *gemeinsamen* Grundposition auf, daß es nur »relative Werte« geben kann.

Es geht freilich nicht allein darum, daß, wie auch J. Robinson vermerkt, der »zentrale Begriff« der Nationalökonomie, das »Volkseinkommen«, nichts als »eine Ansammlung von Widersprüchen« (Robinson 1965, S. 156) darstellt, sondern prinzipiell jede »Tauschwertgesamtheit« oder »Summe der Werte«, wenn Wert nur als »relativer« wie bei den Neoklassikern und bei Sraffa genommen werden kann: es gilt dies für den Begriff des »Sozialprodukts« bzw. des Geldes als »Anweisung« auf jenes ebenso wie für jede homogene und addierbare »ökonomische Quantität«, sofern sie nicht als monetäre und auch nicht als naturale, sondern als prämonetäre Wertgröße gebraucht wird; durchweg handelt es sich hierbei um »unnachvollziehbare Gedanken«, um »Scheinbegriffe«.

Dies läßt sich trefflich auch an der ominösen Quantitätsgleichung demonstrieren, der bekanntlich neben der fabelhaften Normierungsgleichung die Funktion eines zweiten Stützpfählers der Walras-Sraffa-Systeme zugehört ist. Nehmen wir sie in der Formulierung eines der Pioniere der »modernen« Ökonomie, Stackelberg, die mir deshalb so aufschlußreich erscheint, weil hier arglos der fetischistische Inhalt der Symbole ausgeplaudert wird, die sonst durchweg uninterpretierbar verwendet werden, was die Verschleierung des obskuren Inhalts erheblich erleichtert.

Es besteht bekanntlich »an jeder Stelle« der »Marktwirtschaft« eine »vollständige Entsprechung« zwischen dem sog. »Geldstrom« und dem »Güterstrom«, was so ausgedrückt werden muß:

es »sind die Wertbreiten (!!) der beiden Ströme einander gleich. Im ganzen besteht immer eine Übereinstimmung zwischen dem *Wertvolumen (!!) des Güterstroms*, d.h. dem Wertbetrag (!!) der... Gütermengen, und dem *Wertvolumen (!!) des Geldstroms*... Die Wertgleichheit (!!)... wird durch die Gleichsetzung der entsprechenden Wertvolumina (!!) ausgedrückt. Wir erhalten so die... Verkehrsleichung« (Stackelberg 1951, S. 24 f.).

Auch Zwiedinek nennt in seiner Kritik der Gleichgewichtstheorien die Dinge noch beim Namen und schildert eine ihrer Gestalten so:

»... es müsse wie an der Waage ein Gleichgewicht hergestellt werden: zwei verschiedene Massen, auch Wertmassen (!!) werden einander gegenübergestellt: *Waage Theorie*« (Zwiedinek 1952, S. 13).

In der Tat, jeder Ökonom, also auch der Verfechter *subjektiver* Werttheorien, ist genötigt, »Massen«, also *objektiv* Existierendes, einander »gegenüberzustellen«. So wird denn auch begreiflich, wie die Wahnvorstellung eines Walras entstehen konnte, die Ökonomie sei eine »physische Wissenschaft«. Das mag heute zwar kaum noch jemand behaupten; doch ist es nicht so, daß hier mit dem Mut zum Absurden unfreiwillig lediglich der Schleier des Geheimnisses über den fetischistischen Charakter »modernen« ökonomischen »Denkens« ein wenig

gelüftet worden ist? Jedensfalls vermag uns Sraffa/Robinson ebensowenig wie Walras/Arrow Auskunft darüber zu geben, was denn nun eigentlich den Unterschied zwischen den »Volumina« und »Massen« der physischen oder *ersten* Natur und jenen der ökonomischen oder *zweiten* Natur ausmacht. Die Frage nach der »Substanz« oder eben der »Natur«, bzw. dem »Begriff« und dem »Inhalt« jener Gesamtheiten haben sich die von Marx immer nur distanzierend, nämlich als Objekt der ideologiekritischen Analyse betrachteten »Herrn Ökonomen« (vgl. ebenso die Briefe vom 22. 6. 1867, 2. 4. 1858) bekanntlich gerade in den anti-werttheoretischen Systemen verboten. Was bleibt dann eigentlich dem Neoricardianer noch eine andere Wahl als dem immerhin zu System und Methode sublimierten Wahnsinn eines Walras zu applaudieren?

Doch es geht hier nicht allein um den *sozialen* Inhalt jener *sozialökonomischen* »Volumina« und »Massen«, um die schon von Smith verkannte »soziale Existenzweise« (T1/141) jener »ökonomischen Quantitäten«; der Ökonom mag erwidern, dies falle nicht in seine »Kompetenz«, er operiere als »exakter« Wissenschaftler.

Was uns daher immer wieder beschäftigen muß, ist die Frage, ob es berechtigt ist, von einem »unifizierenden« Prinzip »der« mathematischen Ökonomie zu sprechen und zugleich von einem »Versagen« dieses Prinzips. Das Schumpeter zufolge in seiner »unifizierenden Kraft« versagende Grenznutzenprinzip wird bekanntlich von einem Teil der »modernen« Ökonomen verworfen. Doch die formale Voraussetzung der systembildenden Kraft dieses Prinzips besteht in der Verabsolutierung des »relativen Preis« genannten »relativen Werts« und die Zurückweisung des »absoluten«. Hierin nun besteht zwischen den verfeindeten Geschwistern volles Einverständnis; ebenso darin, daß dieses formale Prinzip einer Ergänzung durch den »Numéraire« bedarf, sowie der Unterstellung gewisser »Reichtumsbestände«. Die drei formalen Entitäten finden sich in jeder Schule und ihr Ensemble bildet das, was Schumpeter »*numéraire*-Wirtschaft« im Gegensatz zur »Geldwirtschaft« (Schumpeter 1965, S. 1096, 1239) nennt. Die Kritik der »kritiklosen Annahme« dieser drei Kategorien macht die gegenwärtige Kritik der politischen Ökonomie aus und bedarf daher einer sorgfältigeren und umfassenderen Ausarbeitung als die hier bloß skizzierte.

Die immanente Kritik kann dabei in der schon dargetanen Form an eine Verallgemeinerung der Schumpeterschen anknüpfen, die man dann als das »*Versagen der unifizierenden Kraft des Prinzips relativer Wert*« umformulieren kann. Dies wurde schon mehrfach angedeutet: die österreichische Kapitaltheorie verwendet etwa im Begriff der »Wert«-Produktivität offenkundig einen anderen Begriff des Werts als den des relativen. Ins Spiel kommt zwangsläufig der Begriff »Substanz« und beim Zins, der einer ihrer Natur nach homogenen »Wertmenge«, die als »Menge« eben eine »*Summe* von Werten« darstellt. Wenn »relative« Werte nicht summierbar sind, sondern als summierte sich aufheben, kann bei derartigen »Mengen«, »Volumina« oder »Massen« des Werts offenkundig nur vom »absoluten« die Rede sein, was immer das auch besagen mag; von »absoluten« zunächst einmal nur im Sinne »absoluter Größen«.

Adam Horn verdanken wir die gewichtige These, daß die Ökonomie qua Wertschöpfungstheorie unter Wert nicht mehr den relativen des Modells verstehen kann. Ökonomische Tätigkeit ist »wertschaffend«, wobei »nur das zählt, was den verdinglichten (!) Wertbestand (!!) vermehrt... (so daß) nur die produktive Gruppe des Volkes die Wertmasse (!!) vermehrt«. Aus dieser Perspektive gesehen

»ist der Wert-Begriff die erste (!!!) und zugleich umfassendste Realkategorie (!!!) der Wirtschaft« (Horn 1957, S. 145).

Wert, nicht Geld ist hier »erste Realkategorie«, also *Apriori* oder *Konstituens* der »Wertmassen« und des »vorhandenen Wertbestand(s), Kapital oder Vermögen«, also dessen, was Marx »*Wertgegenständlichkeit*« nennt.

Horn ist also der Seite jener Ökonomen zuzuzählen, deren Positionen Georg Simmel auf den Begriff gebracht hat, wenn er den »Wert« als unreduzierbares und somit unfaßliches »*Urphänomen*« charakterisiert hat. Da der Ökonom »von Gegenständen lebt ... sich ... in Gegensätzen herumtreibt« (1/505 f.), die Ökonomen also »keinen Satz aussprechen können, ohne sich selbst zu widersprechen« (T 3/316), erzwingt die »ökonomische Logik« — letztlich die »Logik der ökonomischen Phänomene« (Schumpeter 1965, S. 1219, 1110) oder »Logik des eigentümlichen Gegenstandes« (1/296) — offenbar auch den *Gegen-*Satz, wenn man etwa Emil Lederer zufolge »den Geldbegriff als logisches Apriori (!!!) aller (!) wirtschaftlichen Begriffe« anzusetzen hat (Lederer 1931, S. 67; er nimmt die Einschränkung vor); Schumpeter drückt diese Anti-These so aus: »Am (logischen) Anfang steht das Geld« (Schumpeter 1965, S. 1350). Da »Bewußtlosigkeit« über das Resultat der »eigenen Analyse« generell ökonomisches Denken auszeichnet und selbst die klassische Ökonomie »in unauflösbare Wirren und Widersprüche« (K 1/561) verwickelte, muß man sich nicht wundern, wenn, vom »Spiel der Abstraktionen« getrieben, ein und derselbe Autor beide Thesen vertritt; so Alfred Amonn in seinem methodologischen Hauptwerk; einerseits soll gelten:

»... 'Gegeben' ist der Preis nur als *Form*, nur das *Formale* des Preises ist im Preisbegriff erfaßt. Das ist für die ... Nationalökonomie aber auch kein Problem. Wie die Preisform (!) entsteht, danach fragt sie nicht, sondern sie setzt die Preisform einfach als gegeben (!) voraus (!!), und in der Methodenlehre bestimmen wir, welche Voraussetzungen diese Preisform hat«. Der »Begriff des objektiven Tauscherts ... ist sozusagen der *letzte* (oder auch der 'erste') Grundbegriff, der alle übrigen logisch in sich schließt« (Amonn 1927, S. 421, 420).

Wenn ich recht sehe, ist Amonn der einzige ökonomische Autor, der explizit die Notwendigkeit einer doppelten Thematisierung des Preises betont: das i.e.S. »nationalökonomische Problem ist der Inhalt des Preises, ... eine bestimmte Größe«; daneben sollte es jedoch noch eine andere Analyse geben, die Analyse des Preises *als* Preis, des Tauscherts *als* Tauschwert etc., d.h. der ökonomischen Kategorien als »*Form*«. Diese Kategorial-Analyse nennt er Methodenlehre, wenn man so will die »*vierte* Nationalökonomie«, die in der akademischen Ökonomie freilich immer nur Fragment, Entwurf geblieben und nur von Marx energisch in Angriff genommen worden ist. Wesentlich ist die Erkenntnis, daß diese »Methodenlehre« es mit »Realkategorien« und nicht mit Modellbegriffen zu tun hat und also der mathematischen Preislehre vorausgeht. Doch verweist die Analyse des Preises oder objektiven Tauscherts als scheinbar »*letzten* (oder auch 'ersten') Grundbegriffs« wiederum auf das Wertmaß, eine »ideelle«, sowie »soziale« und zudem »*objektive Werteinheit*«; so gelangt er zur Anti-These, denn diese

»konstituiert erst die Gleichartigkeit ... konstituiert damit zugleich erst das *nationalökonomische Preisproblem* ... Nationalökonomische Begriffe sind ... nur, insoweit und insofern in ihnen eine Beziehung zu jener objektiven sozialen Wertmaßseinheit gelegen ist ... (der) allgemeine und notwendige Grundbegriff aller nationalökonomischen Erkenntnis ... Ertrag, Einkommen, Vermögen ... müssen ... als *objektive soziale Tauschwertsummen* bestimmt werden ... Summen von solchen Tauscherteinheiten« (ebd., S. 322, 315, 352).

Solcherlei »Summen« sind eben besagte »Wertmassen«, »Wertvolumina« und »verdinglichte Wertbestände« — jeweils ein Vielfaches »jener objektiven sozialen Wertmaßseinheit«, die hier als Apriori oder Konstituens jener *sozialen*, nicht etwa im Walrasschen Sinn *physischen* Ge-

genstände fungiert. Die Frage nach der »Substanz« oder dem »Inhalt« jener ökonomischen »Massen« und »Volumina« verlagert sich hin zum Problem der »objektiven Werteinheit«, stellt sich jetzt als Frage ihres Substrats.

Es versteht sich, daß der Casselianer Amonn, der später auf subjektive Elemente rekurrieren sollte, keine Antwort bereithält, ja nicht einmal das Problem zu formulieren wagt. Das »Versagen der unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips« ist von Amonn klar erkannt worden, und diese Erkenntnis schlägt sich in der *dichotomischen* Behandlung des Preisproblems nieder, wobei freilich nicht zu sehen ist, wie sich *Form- und Größenanalyse* vermitteln ließen. Auch den Grund dafür, daß die Ökonomie, doch auch seine eigne Reflexion, das Apriori der Ökonomie widersprüchlich bestimmt, scheint er irgendwie erkannt zu haben:

»Die beiden Begriffe, der ... Preisbegriff und der Begriff eines idealen Preismaßes ..., stehen zueinander im Verhältnis einer gegenseitigen logischen Bedingtheit einer *notwendigen Korrelation* ... Der eine Begriff entsteht und besteht notwendig zugleich mit dem anderen« (ebd., S. 336).

Daß diese »Korrelation« das ökonomische Denken zu einem unlösbaren Problem führen muß, dem von Gottl treffend als »wirtschaftlichen Zirkel« benannten, wird von Amonn nicht reflektiert. Den paradoxen Charakter dieser »Korrelation« als einer existierenden — das Marxsche »außer« den Menschen »existierende Verhältnis von Gegenständen« — hat Amonn im Gegensatz etwa zu Weber und Schumpeter klar ausgesprochen, wenn auch nur oberflächlich wahrgenommen. Der objektive Wert ist »eine *äußere, von persönlichen Zuständen unabhängige Beziehung von Dingen aufeinander*« (ebd., S. 302).

Wird er also seiner *Form* nach »unabhängig vom Willen fertig vorgefunden« (2/423), ist er also nicht als »Willensverhältnis« zu begreifen, so wird man ihm doch andererseits nicht einem Reich der ewigen Werte zurechnen wollen; die Kategorien sind »Produktionsverhältnisse«, und der Produzent ebenso wie der mathematische Preistheoretiker »setzt die Preisform« — damit jede ökonomische Form — »einfach als gegeben voraus«, also ein mysteriöses Verhältnis, nämlich »als *Verhältnis der Dinge unter sich*« (T 3/145), wo zirkelhaft das eine auf das andere »Element« verweist.

5. Die Bewußtlosigkeit der Nationalökonomie über ihren Gegenstand

Doch hier, wo die Grenzen des ökonomischen Denkens sich allzu sichtbar abzeichnen, setzt das Marxsche ein; es sind diese, auch von Jonas und Schumpeter ignorierten, von Amonn nur vage erkannten Grenzen, die schon 1844 den Marxschen Entschluß zur »Kritik« dieses Denkens bedingen: es sollen seine unreflektierten, ökonomietheoretisch auch gar nicht reflektierbaren »*Voraussetzungen*« analysiert werden, die scheinbar harmlosen »ökonomischen Quantitäten« in ihrer »*sinnlich übersinnlichen*«, also *widersprüchlichen* Gestalt als »Massen«, »Volumina« oder »Bestände« eines X, des »Werts«.

Wo der Ökonom stehen bleibt, beginnt erst die Marxsche Analyse als Kritik dieser *valoren* Kategorien, die auf ihren *prä-valoren*, »menschlichen« oder »sozialen« Inhalt reduziert und von diesem her rekonstruiert, in ihrer »Verkehrtheit« und »Verrücktheit« dialektisch »entwickelt« werden sollen — ein Programm, das mit der akademischen »sukzessiven Approximation« abstrakter Modelle oder anderer Konstrukte an die »Realität« durchaus nichts gemein hat. Der zentrale, immer wiederkehrende Begriff in den Kapitel-Überschriften von K 3 lautet »Verwandlung«, eine Fortbestimmung qualitativer Begriffe. Es war für die Aufgabenstellung des 3. Bandes, die »*Genesis*« der »*verkehrten*« und »*begriffslosen*« Formen« des Werts,

seine *qualitativen* Transformationen oder eben »Verwandlung« aufzuzeigen, in der Tat ganz und gar nicht der Ort, zugleich die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der *quantitativen* Transformation oder »Verwandlung« zu thematisieren. Weil jedoch das Marxsche Zentralproblem, die Existenz der »verkehrten« und »begriffslosen Formen« des Werts und dieser selbst in seiner »Verrücktheit« auch noch 118 Jahre nach dem Erscheinen des 1. Bandes gänzlich unbekannt geblieben ist, vermag er ernstlich zu behaupten, mit seiner Feststellung, es sei für seine (formanalytische) »Untersuchung ... nicht nötig, auf diesen Punkt näher einzugehen« (K 3/174), kaschiere Marx nur seinen »Schiffbruch« bei seinem angeblichen Versuch der quantitativen »Verwandlung« von »Werten« in Preise. Zur Diskussion stand vielmehr ausschließlich die Verwandlungsfähigkeit der »Substanz« des Werts, seines *sozialen* und *rationellen* Inhalts in die »*irrationelle*«, nämlich »*begriffslose*« oder »*verkehrte*« Wertform des sog. »Produktionspreises«. Diese »Genesis« jener »Form« bleibt in ihrer logischen Konsistenz völlig unberührt davon, ob seine quantitative »Verwandlung« möglich ist oder nicht. Die Marxsche »*Kritik der ökonomischen Kategorien*« — dem Ökonomen sei der einschlägige Brief vom 22. 2. 58 an Lassalle dringlichst empfohlen — ist primär eine qualitative Analyse der bloßen *Existenz* der »Massen« etc. jenes unbekannt X, genannt »Wert«

Daß hier eine Aufgabe allerersten Ranges vorliegt, haben philosophische oder philosophisch gebildete Autoren häufig hervorgehoben. Jonas etwa hat in seiner Auseinandersetzung mit der »modernen«, also quantitativen Ökonomie treffend ihre prinzipielle Differenz zur Naturwissenschaft so charakterisiert: letztere halte sich auf in einem

»Feld .., dessen Bekanntheit a priori seinem Wesen nach — nämlich im *Kantschen* Sinn als Erscheinung, die quantitativ (!) eindeutig (!) bestimmbar sind — nicht in Zweifel gezogen wird. Für die Sozialwissenschaften ist aber das Hauptproblem (!!) nicht das Ausmessen eines bekannten Feldes, sondern die Frage nach der Realität (!!) dessen, was im alltäglichen (!) Erfahrungsbereich als bekannt (!) begegnet. Diese elementare (!) Einsicht in den Begriff der nationalökonomischen Erkenntnis wird man leider in dem gängigen Methodenstreit ... vermissen« (Jonas 1959, S. 3).

Jener »gängige Methodenstreit, der Begriffe wie Theorie und Empirie unkritisch verwendet«, läßt dies, sowie die Unterscheidung von »alltäglich« bloß »*Bekanntem*« — wie etwa Geld und Produktionspreis — und »*Erkanntem*« in der Tat »vermissen«. Doch Jonas verkennt hierbei zum einen, daß hintergründig und oft auch explizit auch in der Ökonomie die Frage nach der eigentümlichen »*Realität*« des Ökonomischen durchaus gestellt worden ist; wir fanden sie bei Sombart, ferner ist vor allem Gottl zu nennen, und schließlich beschäftigt sie auch Amonn und Horn, im Grunde alle heterodoxen Ökonomen; Jonas übersieht zum andern, daß die Kritische Theorie in der Thematisierung eben dieser Fragestellung eines jener wesentlichen Unterscheidungsmerkmale gesehen hat, durch die sie sich von der »traditionellen« prinzipiell geschieden wußte: es geht um den Gegensatz zwischen der für die »traditionelle Theorie« charakteristische Form der Aussage als eines »hypothetischen Urteils« — charakteristisch gerade für die traditionelle Ökonomie — und dem »*Existenzialurteil*«. Es geht hierbei letztlich um den »Unterschied in der Existenz von Mensch und Gesellschaft« (Horkheimer 1968, S. 149). Und die »*dialektische Kritik der politischen Ökonomie*« oder kritische, »*dialektische Theorie der Gesellschaft*« (ebd., S. 155) ist für Horkheimer »als ganze ein einziges entfaltetes Existenzurteil« (ebd., S. 176, ferner 143, 187). Ganz im Sinn dieser frühen Formulierungen der »*kritischen*« im Gegensatz zur »*traditionellen*« Theorie bestimmt Adorno im 1957 erstmals erschienenen Aufsatz *Soziologie und empirische Forschung* so prinzipiell das Verhältnis von sozialer Theorie und Empire, daß die methodologischen Grundaussagen auch für das Verhältnis von *Ökonomie und empirischer Forschung* Geltung beanspruchen dürfen. Steht doch im

Zentrum dieses *methodologischen Manifests* — Adorno ließ es 1969 in dem Sammelband über den Positivismus-Streit unverändert aufnehmen — die Marxsche Analyse der ökonomischen Gegenständlichkeit:

»... die Rede von der Unwirklichkeit sozialer Gesetze hat ihr Recht nur als kritisches, im Hinblick auf den Fetischcharakter der Ware (!!). Der Tauschwert gegenüber dem Gebrauchswert ein bloß Gedachtes (!!), herrscht über das ... Bedürfnis ... der Schein (!!), über die Wirklichkeit... Zugleich aber ist jener Schein das Allerwirklichste« (Adorno 1962, S. 216).

Die »Wertmassen«, »Wertvolumina« und »Wertbestände« des Ökonomen sind weder sehbar oder hörbar, noch schmeckbar oder riechbar: Geld ist bekanntlich kein physisches Volumen, weder eine Papier- noch eine Metallmenge; die Geld-Menge, von denen in den Bundesbank-Berichten bekanntlich fortgesetzt die Rede ist, läßt sich nicht als *Papiermasse* identifizieren; die Geld-»Menge« ist nur deshalb nicht riechbar — »stinkt« also nicht —, weil jene Papier-Masse als Geld in ein und derselben Hinsicht noch ein Anderes ist, »Wert-Masse«; es ist dieser *existierende* Widerspruch, der das Wort Geld definiert, der analytische Philosoph mag sich hierüber die Haare raufen. Als sinnlich nicht Wahrnehmbares ist im empiristischen Sinn Geld und Kapital »Schein«; doch ihm wird vom Ökonomen Eigengesetzlichkeit zugesprochen, die er seit reichlich 200 Jahren zu erforschen vorgibt; so ist jener »Schein« nicht bloß für den Arbeitslosen, sondern auch für den Professor der Ökonomie das »Allerwirklichste«, von dem er freilich nicht zugeben möchte, daß seine »Gesetze« die »Formel« abgeben, »nach der die Welt verhext ward« (ebd.) Die soziale »Marktwirtschaft« ist ihm vielmehr die beste aller ökonomischen Welten, die keine Eigengesetzlichkeit kennen darf, weil in ihrem Mittelpunkt bekanntlich der Mensch stehen soll, dessen Bedürfnisse und nicht jener obskure »Schein« dem Professor der Sozialen Marktwirtschaft — die »progressiven« unter ihnen nicht ausgeschlossen — als das »Allerwirklichste« gelten. Benedetto Croce's Aufforderung an die »Herren reinen und mathematischen Ökonomen« scheint im Grunde nur Faktisches zu beschreiben zu wollen: »Rechnet und denkt nicht!« (zitiert nach Leone 1921, S. 66)

Schmoller, Knapp und Max Scheler beurteilten die Kompetenz jener Anhänger der herrschenden Lehre, kategoriale Probleme zu thematisieren, ebenso hart wie Croce und Marx. Das »Versagen der unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips«, generell das des »relativen Preises«, scheint begleitet von einem »Versagen« der Reflexionsfähigkeit des bloß noch »rechnenden« Ökonomen.

Schmoller erwartet von »den Banausen unter den Nationalökonomern«, daß sie Simmels Geldbuch »kopfschüttelnd weglegen und sagen, das verstehe ich nicht, das ist mir zu fein« (Schmoller 1921, S. 20).

Knapp, der der Argumentationsform Simmels nicht folgen vermochte, jedoch dessen Problemhorizont anerkannte, urteilte weit schroffer über die Kompetenz der Ökonomen, eine qualitative Geldtheorie zu entwickeln:

»Es ist ... nicht Sache der Juristen, zu sagen, was (!!), Geld ist. Das sollten vielmehr die Nationalökonomern tun, die aber freilich nicht dazu imstande sind«. »Die Nationalökonomern glauben den Beruf zu haben, über das Wesen (!) des Geldes nachzudenken, sie bleiben aber im Metallismus, weil ihr Spatzenhirn diese Anschauung gerade noch fassen kann!« (Knapp/Bendixen 1958, S. 17, 54)

Wird über die »Intensität« berichtet, mit der sich Knapp »mit Marx beschäftigt« hat und seine »langgehegten Zweifel an den Verfahrensweisen aller bisherigen theoretischen Wirtschaftswissenschaft« (Singer, Nachwort zu Knapp/Bendixen, S. 245, 253), so können dererlei pejorativen Wertungen nicht überraschen; im diametralen Gegensatz etwa zu Bortkiewicz, der

Simmel nicht weiter als »eine Reihe philosophischer Bons mots« über Geld »prägen« sieht und qualitative oder Form-Analysen generell als ein »gegenstandsloses Philosophieren« über ökonomische Grundbegriffe abzutun vermag, sucht sich Knapp von eben jenen »Bons mots« inspirieren zu lassen. Wenn Nationalökonomien den »Beruf« nicht haben, über Geld »nachzudenken« — eine Überzeugung, die sich sowohl mit Marxschen als auch mit gewissen Schumpeterschen Überlegungen deckt —, dann kann die Auseinandersetzung mit der Simmelschen *Philosophie des Geldes* dem Geldtheoretiker nicht erspart werden. Wenn er Bendixen mitteilt, daß Simmel »nach Erscheinen seines so reichhaltigen (!) noch so viel für mich zu erledigen übrig läßt« (Knapp/Bendixen 1958, S. 34), so wird deutlich, daß die Philosophie des Geldes hierzu den Unterbau schaffen soll. Der Gegensatz zur »modernen« Ökonomie, wie sie Bortkiewicz repräsentiert, ist kaum überbrückbar.

Die Parallele zu Marx ist offenkundig: es gibt gewisse »Rätsel des Geldes« (Bendixen 1919, S. 225 f.), wie Bendixen in seiner Polemik gegen Bortkiewicz formuliert, und Knapp ist überzeugt, daß die »Lösung des ganzen Geldrätsels« den Ökonomen nicht gelingen kann. Meinen Knapp/Bendixen (1958, S. 121) einen »Stumpfsinn« der Ökonomen ausmachen zu müssen, so finden sich bei Marx ähnlich pejorative Wendungen wie »ökonomische Borniertheit« (T 3/420), »Kretinismus der Vulgärökonomie« (K 2/75), »Schaf von Ökonom« (T 3/268), »beschränktes Hirn« (K 1/594) der Ökonomen etc.

Mag die andere Seite ein wenig höflicher sein, die Verachtung ist eine wechselseitige. Die herablassende Bemerkung von Bortkiewicz über Simmel sind nicht weniger verletzend als die Marxsche Beschimpfung der »viehmäßigen Dummheit« (T 3/488) jener Ökonomie, die auf der Basis der Sayschen Lehre von den »produktiven Diensten« und der »Produktion als einen Austausch« (K 1/633) heute als »moderne« auftritt.

Es ist im Grunde unnötig, die pauschalisierenden Vorurteile zurückzuweisen; Knapp selbst ist weit davon entfernt, die Ökonomen in einen Topf zu werfen, und Marx weiß durchaus, zwischen dem »ökonomischen Plebs« und den »tieferen Ökonomen« zu unterscheiden; jedermann weiß, daß jener unüberbrückbare Gegensatz quer zu allen Fronten verläuft, sowohl den theoretischen als auch den politischen, er durchzieht die Ökonomie selbst.

Erscheint sie dem einen den »natürlichen und physischen Wissenschaften ... näher zu stehen als den philosophischen Disziplinen« (Leone 1921, S. 67), so vermögen die andern hierin nur eine pittoreske Verirrung modernen Denkens zu erkennen; ihnen gilt die Theorie von Geld und Kapital als das, was sie bereits dem jungen Marx erschien: als eine ökonomisch-*philosophische* Disziplin; angesiedelt in einer terra incognita, dem Schumpeterschen »Niemandland des Zweifels«.

Ökonomie erweist sich so als

»eine formlose, diffuse Wissenschaft ... angesichts dieser Unförmlichkeit erinnert man sich an Pufendorfs Seufzer: 'Das Reich ist ein Monstrum' ...« (Kröll 1953, S. 7).

Vermag Knapp, den Ökonomen den »Beruf« abzusprechen, über Geld Klarheit zu gewinnen, so Max Scheler den über *Kapital* nachzudenken; und beide können sich hierbei auf Schumpeters Feststellung des »Versagens« der »unifizierenden Kraft« des formalisierbaren, »Exaktheit« begründenden »Prinzips« berufen. Versagt nämlich dieses Prinzip, so ist in gewisser Weise den »nicht-empirischen« Theorien Tür und Tor geöffnet; es ist nicht recht zu sehen, wie sich dann noch eine strikte Trennung von Ökonomie und Philosophie aufrechterhalten läßt. Wir sahen, daß dies immer wieder behauptet worden ist, doch außer von Simmel am Phänomen des Geldes ist dies in der akademischen Theorie kaum von jemandem provokan-

ter aufgezeigt worden als von Scheler am Phänomen des Kapitals. Die Kategorien »Kapital« und »Kapitalismus« hätten

»in der sozialökonomischen Fachwissenschaft ... ganz streng genommen ... überhaupt nichts zu suchen ... Kapital, Kapitalismus ist ... nämlich etwas ganz anderes: ein *soziologischer*, ferner ein sozialphilosophischer ... Begriff« (Scheler 1982, S. 616).

Scheler trägt nun einige Überlegungen vor, die ihn zwar ganz von Marx wegführen, ihn andererseits an eine zentrale Problemstellung der Ökonomie-Kritik heranführen, die bislang noch jedem Ökonomen entgangen ist: dem Problem der Ökonomischen Gegenständlichkeit:

»Marx war nämlich der erste Denker (!), der sich die eminent gescheite Frage vorlegte, die keinem seiner Vorgänger (!) eingefallen war, in welche logische Kategorie von Gegenständen das »Kapital« gehöre ... Auch ich frage mit Marx zuerst: Unter welche Kategorie von Denkgegenständen fällt das mit Kapital Gemeinte? Sicher ist es nicht Ding ... aber ebensowenig ist es eine objektiv bestehende Relation von Gesellschaftsschichten. Das vielmehr, worauf das so mysteriöse Gespenst ... 'beruht' ist 1. ein Inbegriff von Wertungsweisen ... 'Kapitalgut' ist alles, was ... auf einer bestimmten historischen Denk- und Anschauungsform ... beruht ... (vgl. mit Kant (!). Kategorie (!), aber historisch gewordene Kategorie)« (ebd., S. 617, 619).

Was Scheler die »unsterbliche Feststellung« von Marx nennt, ist nun freilich nicht auf das »mysteriöse Gespenst« Kapital beschränkt; der Vertreter einer ontologischen Werttheorie, die auch den ökonomischen Wert am Werthimmel plazieren möchte, versperrt sich auf Grund seiner ontologischen Vor-Urteile die für Marx fundamentale Einsicht, daß der »abstrakteste Ausdruck des Kapitals« der Wert, »im Wertbegriff sein Geheimnis verraten« (6/667) ist und Kapital als »konkretere« Form nichts anderes sein kann »als weitere Entwicklung« (29/315) des Werts; die Gegenständigkeit des Kapitals ist Wert-Gegenständigkeit und gewinnt nur als solche Eigengesetzlichkeit. Gewiß, es ist nicht nur »Ding« und »umschließt nicht nur Klassenverhältnisse«, doch es ist eine »Wertbewegung«, die sich in einer beschreibbaren »Bewegungsform« (K 2/109) vollzieht. Es ist gewiß nicht bloß eine »objektiv bestehende Relation« von Dingen und darum nicht sogleich eine »Denk- und Anschauungsform«, eine »Kategorie« im Sinne eines konkreten Apriori phänomenologischer Provenienz. Von diesen Einsichten in den Marxschen Kapitalbegriff ist Scheler weit entfernt; auch blieb ihm verborgen, daß in der Kapital-Kontroverse zwischen Böhm-Bawerk und Clark, sowie in ihrer Amonnschen Kommentierung sehr wohl die Seinsweise des eigentümlichen Gegenstandes Kapital thematisiert, wenn auch ganz unzulänglich beschrieben worden ist. Und so dürfte Scheler denn auch erst anlässlich seiner Marx-Lektüre aufgewogen sein, daß Marx einen der Philosophie ganz unbekanntem Gegenstandsbereich erschlossen hat, eine Region höchst paradoxer, nämlich *nicht-physischer Dinge*; hierin sah er offenbar seine »unsterbliche Feststellung«, die Scheler freilich nicht zu konkretisieren vermochte.

So bleibt er denn auch reichlich unklar: einmal ist von einer »logischen Kategorie von Gegenständen« die Rede, dann aber von einer »Kategorie von Denkgegenständen«. Doch es ist auch hier der verwirrende Sachverhalt selbst, sein »sinnlich-übersinnlicher« oder »subjektiv-objektiver« Charakter, dem die unklare Beschreibung zuzurechnen ist; daß dieses »Doppelsein« gerade auch die Existenzweise des Geldes ausmacht, ist Scheler allerdings entgangen; die Erkenntnis des *monetären* Januskopfes blieb Folkert Wilken vorbehalten, der sich hierbei mit »ungewöhnlichen Schwierigkeiten« (Wilken 1926, S. 463) konfrontiert sah.

An den Schelerschen Überlegungen läßt sich nun handgreiflich demonstrieren, daß und wie eine offenkundig »nicht-empirische« und zwar philosophische Lehre in den scheinbar urei-

gensten Bezirk der Ökonomie einzubrechen vermag und seinen letztlich »sozialphilosophischen« Charakter behauptet.

Tatsächlich ergeben sich gesellschaftstheoretische Konsequenzen von beträchtlicher Tragweite: konvergiert die Schelersche Position doch mit der Wert-Ontologie des Ökonomen Horn, der das »Wesen des wirtschaftlichen Seins als Weise geistigen (!) Seins« (Horn 1957, S. 149) behauptet, als strikte Anti-Theseis zum Historischen Materialismus. Es handelt sich hierbei um die Quintessenz nicht bloß der Schelerschen Reflexionen, sondern eigentlich aller nicht-marxistischen Versuche ökonomischer Form-Analyse, der Gottls und Amonns ebenso wie jene Simmels oder der Knapp-Schule.

Da mit der Frage nach der Gegenständlichkeit des Kapitals die Frage nach den »Quellen« oder dem »Wesen« des Zinses mitgegeben ist, wird man von der »exakten« Ökonomie keinerlei »exakte« Auskünfte erwarten dürfen. Insofern besteht die Feststellung von Jonas zu Recht, daß »die Frage nach dem Gegenstand der ökonomischen Theorie... normalerweise innerhalb der ökonomischen Theorie selbst nicht gestellt (wird)« (Jonas 1964, S. 207).

Man sollte besser sagen, daß es nicht gelingen wollte, die von Sombart hervorgehobene Miserie der »Unbestimmtheit« des Gegenstandes zu überwinden, worüber man die endlose Geschichte dieses Streits bei Amonn nachlesen möge.

Der klassischen Ökonomie schien das recht einfach: Gegenstand ist der »Reichtum« der Nation, so daß noch Marx die scheinbar ganz harmlose Feststellung treffen konnte:

»Die politische Ökonomie hat es mit den spezifisch gesellschaftlichen Formen (!) des Reichtums... zu tun.« (42/741)

Doch dieser Schein der Einfachheit trägt. So gelangte denn schon J.St. Mill zu der resignierenden, heute natürlich verschwiegenen Einsicht:

»Der Begriff Reichtum ist von einem Dunstschleier verschwommener und nebelhafter Assoziationen umgeben, der alles, was man durch ihn sieht, nur unklar erkennen läßt« (Mill 1976, S. 152).

Die »Unbestimmtheit« des Gegenstandes erweist sich als die »Unfaßlichkeit« des Begriffs »Reichtum«. Auch hier ist es wieder der den Ökonomen fortgesetzt irritierende »Januskopf« seiner Gegenstände, so daß Marx wiederholt als eine der Grundfiguren seiner »Kritik« der Kategorien die Hegelsche Lehre vom »Spiel der Abstraktionen« heranziehen konnte, wie sie in den Kapiteln 'Wahrnehmung' sowie 'Kraft und Verstand' am eindrucksvollsten dargelegt worden ist.

Das Hauptproblem der ökonomischen Theorien ist doch offenbar, »daß alles in ihnen doppelt (!) gesetzt wird« (G/30), als Konkretes nämlich *und* als Abstraktes; und es gilt nicht nur in der Theorie, sondern gerade in der ökonomischen Praxis, »daß der Reichtum (!) doppelt existiere«, nämlich in seinen beiden »Existenzweisen« als »stofflicher Reichtum« *und* als »abstrakter Reichtum« (G2/876).

Es ist klar, daß dieser Problemkomplex der doppelten »Existenzweise« zwingend auf jene zentrale Argumentationsfigur der Marxschen Werttheorie verweist, die unmittelbar aus dem »Doppelcharakter« der Ware sich herleitet: der von Marx ausdrücklich als »Gesetz« der »Darstellung« des Produkts oder Sraffaschen »Erzeugnisses« charakterisierten »Verdopplung der Ware in Ware und Geld« (K2/355).

Da dem akademischen Ökonomen jenes Marxsche »Gesetz« unbekannt geblieben ist, folgt er der Millischen Empfehlung, den dunklen Begriff »Reichtum« durch »Umschreibung« zu »ersetzen« (Mill 1976, S. 152). Der freilich nicht weniger dunkle Begriff des »Guts«, dessen Definition, wie Amonns Beschreibung seiner Geschichte zeigt, durchaus nicht gelingen will.

An einer Schumpeterschen Formulierung läßt sich zeigen, zu welch gewundenen Formulierungen der »moderne«, auf formale »Exaktheit« drängende Ökonom flüchten muß, den Gegenstand zu »umschreiben«; die ökonomische Realanalyse gehe von dem Grundsatz aus, daß alle wesentlichen

»Phänomene des Wirtschaftslebens in Form von Gütern und Dienstleistungen und in Entscheidungen über sie bzw. (!??) in Beziehungen zwischen ihnen (!??) ausgedrückt werden können« (Schumpeter 1965, S. 354).

Keineswegs sind bloß technische »Beziehungen« gemeint, aber andere als jene »zwischen Gütern«, den ominösen »Vorräten« und »Beständen« von »Wert«, vermag der Ökonom begrifflich nicht zu bestimmen. Doch Schumpeter weiß, daß die katallaktischen »Umschreibungen« nicht zureichen, den »Entscheidungen« oder »Handlungen« vielmehr objektive Strukturen vorgegeben sind. Eine ehrliche Definition ist dann eigentlich nur die etwa von Oppenheimer gegebene:

»Wirtschaftliches Handeln ist Verfahren mit Wertdingen (!) nach dem Prinzip des kleinsten Mittels« (zitiert nach Amonn 1927, S. 140).

Mit dieser Definition ist jedoch die Bestimmung des »wirtschaftlichen Handelns« als Grundbegriff der Ökonomie und mit ihm der *methodologische Individualismus* der subjektiven Ökonomie und Sozialtheorie überhaupt im Grunde schon desavouiert. Nicht bloß, daß der Ökonom mit dem Begriff des »Wertdinges« sich sogleich den Begriff des »Reichtums« wieder auf den Hals geladen hat, sondern auch den ihm ebenso unheimlichen Begriff der ökonomischen Eigengesetzlichkeit, nämlich der

»Wertbewegung.. die automatische, mit der Gewalt eines elementaren Naturprozesses wirkende Bewegung des verselbständigten Werts« (K2/109).

Die »Verfahren mit den Wertdingen«, die sog. wirtschaftlichen Handlungen, geraten angesichts jener Eigengesetzlichkeit der »Wertrevolutionen« zu bloßen Reaktionsweisen auf jene »Beziehungen zwischen« den »Wertdingen«. Die ehrliche Ökonomie vermochte sich noch offen zu einem Agnostizismus angesichts jener »Naturprozesse« der Gesellschaft zu bekennen. So wird etwa für Artur Salz der »Kapitalismus« von einem

»eigenen Gesetz bewegt. Ihm als einem Teil unseres Lebens gegenüber versagt (!) in einem gewissen Sinn jede weitere »Erklärung«, weil er gerade dadurch charakterisiert ist, daß alles, was in ihm sich vollzieht, mit... quasi naturgesetzlicher Bestimmtheit geschieht« (Salz 1925, S. 245).

Wenn 46 Jahre später der mathematische Ökonom K.J. Arrow zu der Feststellung genötigt ist, der »gegenwärtige Wissensstand ist unklar« (152), so wird der Sache nach Gleiches ausgesagt; jedoch in der selbstbeschwichtigenden Manier, es gebe eben doch einen »Wissens«-Stand, von dem man hoffen dürfe, daß er sich eines lieben Tages klären werde. Daß die subjektive Ökonomie jene Eigengesetzlichkeit letztlich leugnen muß, ist der eigentliche Grund des von Jonas, Natalie Moszkowska und anderen herausgestellte Gegenstandsverlust der »fortgeschrittenen« Ökonomie.

Und eben dies macht für Jonas die Problematik der Ökonomie aus, denn das »Apriori einer ökonomischen Theorie qua Erfahrungswissenschaft« muß ein »eigner Erfahrungsgegenstand« sein; noch genauer:

»Wissenschaftliche Theorie setzt einen Gegenstand voraus, der eine autonome Gesetzmäßigkeit hat.« (Arrow, in: Bell 1984, S. 245)

Präzisiert man den Begriff des Gegenstandes in diesem Sinn als eigengesetzlichen, somit als »Sache außer dem Menschen« (P/521), so wird man in der Tat sagen dürfen, daß ihn die Öko-

nomie »stillschweigend als gegeben voraussetzt«, und zwar im Widerspruch zu ihren subjektivistischen Axiomen; »Beziehungen zwischen« den Gütern haben in ihr keinen Platz und folgerichtig findet sich bei Schumpeter denn auch die andere These, daß wir den Kapitalismus »nur« als »einen Prozeß von Wahlakten und Wertungen vor uns« (Schumpeter 1965, S. 693) hätten und so lediglich von ungeplanten »Nebeneffekten« intentionalen Handelns die Rede sein kann, die gelegentlich sich unerfreulich multiplizieren und akzellerieren; Eigengesetzlichkeit kommt freilich bei jenen ominösen Vielecken ins Spiel, die sich in ihrer Eigenschaft als »magische« nicht so recht auf »Wahlakte und Wertungen«, auf die »Präferenzskalen« der »Verbraucher« reduzieren lassen.

Marx und Engels gelangten schon nach ihrer ersten Lektüre der ökonomischen Klassiker zu einer Charakterisierung »der« Ökonomie als Ganzer, die auch als »Kritik« der »modernen« Ökonomie sich zu bewähren vermag:

»Die (!) Nationalökonomien machen... bald... den Schein des Menschlichen an den ökonomischen Verhältnissen geltend, bald aber... fassen sie diese Verhältnisse gerade in ihrem... *Unterschied* vom Menschlichen, in ihrem strikt ökonomischen Sinn. In diesem Widerspruch taumeln sie bewußtlos umher« (2/34).

Es gibt den eigengesetzlichen Gegenstand und es gibt ihn wiederum auch nicht; dieser Widerspruch bilde den »Hauptgehalt der wechselseitigen Kämpfe«. Einerseits steht im Mittelpunkt der Wirtschaft nur der Mensch, andererseits gibt es jene »Sachgesetze« und »Zwänge«, die zumal von den Ärmsten der kapitalistischen Welt allergrößte Opfer für das Ganze erfordern. Die ideologiekritische Analyse wirft »den« Ökonomen keineswegs bewußte Apologie des Systems vor; es wird vielmehr die »Bewußtlosigkeit« ihres Verhaltens herausgestellt und als »Spiel der Abstraktionen« interpretiert. Es ist nämlich der Gegenstand selbst, der den Theoretiker generell, nicht bloß den Ökonomen, sondern ebenso etwa den Sozialphilosophen »neckt«, sich nämlich »bald« als das eine und »bald« (Z/22) als anderes, als sein Gegenteil darstellt.

Faßt man nun den Wert als ein Apriori oder Urphänomen, so hat man auch das ökonomische Wertding als »Sache außer dem Menschen« zu beurteilen; die Analyse bedürfte einer ontologischen, ja metaphysischen Fundierung; gleiches gilt, wenn man Geld als ein »logisch Erstes« behauptet.

Simmel sucht die metaphysische, die Ökonomen Wilken und Ernst Schuster eine ontologisch-phänomenologische Fundierung. Diese Autoren konstatieren expressis verbis eine »Grenze« der ökonomischen Erkenntnis und erstreben folgerichtig eine ökonomisch-*philosophische* Synthese. Da auch sie der subjektiven Wertlehre zustimmen, tritt hier der Widerspruch in Gestalt eines Dualismus von ökonomischem und idealistischem Wertsubjektivismus mehr oder weniger offen eingestanden zutage. Alle drei Autoren sind gescheitert, verwandte Bemühungen blieben schon im ersten Ansatz stecken.

Dennoch zeichnen sie sich durch ein weit höheres Problembewußtsein aus als jene »reinen« Ökonomen, die, sofern sie ihre Grundbegriffe methodologisch zu klären suchen, tatsächlich im »Widerspruch bewußtlos umhertaumeln«. Dieser reproduziert sich nämlich innerhalb des werttheoretischen Subjektivismus als Gegensatz zwischen der i.e.S. subjektiven Wertlehre Mengerscher Richtung und der sog. Gleichgewichtstheorie, die wie Quitzner Bertolasi zeigen möchte, als mathematisch-*funktionelle* über den Gegensatz der »kausalen« Theorien, der objektiven und der i.e.S. subjektiven Wertlehre Mengerscher Machart erhaben weiß.

Schumpeter, der beide Richtungen zu vereinigen sucht — er begreift sich generell als Synthetiker, der selbst die Marxsche Theorie in die »Wirtschaftswissenschaft« qua »Wissenschaft«

intergrieren möchte — ist daher der leibhaftige Widerspruch. So vor allem in seiner Frühschrift, wo er zeigen möchte, daß »wissenschaftliche Korrektheit im Sinne des Physikers« auch in der Ökonomie »keine Unmöglichkeit« sei — der Glaubenssatz »moderner« Ökonomie — und daher folgerichtig deklariert:

»nie erklären wir den Anfang (!) der Dinge«; »wir fragen uns nicht, wie es möglich ist, daß man so verschiedene Dinge vergleichen kann, wir begnügen uns mit der Tatsache, daß (!) solche Relationen *bestehen* (!)«. (1908, S. 143 u. 57)

Doch im Widerspruch zu dieser Bailey / Walras / Sraffa-Position, insbesondere zur funktionellen Preistheorie, bekennt er sich noch im gleichen Buch und bald darauf in seiner »Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung« zum Mengerschen Subjektivismus:

»Jeder (!!) Wert bezieht sich auf ein wertendes Subjekt... (es) kann keinen »objektiven« Wert mehr geben... es ist irreführend, den Preis einen objektiven Wert zu nennen. Er *scheint* (!!) nur ein solcher zu sein.« (1908, S. 108) »Werte müssen in (!) einem Bewußtsein leben (!), wenn das Wort überhaupt einen Sinn haben soll, müssen daher... individuell sein.« (1926, S. 72)

Nicht bloß, daß der Ökonom Schumpeter hier philosophisch relevante Aussagen macht — Scheler und Simmel würden ihm natürlich dezidiert widersprechen —, also seine Kompetenz überschreitet, er widerlegt zudem seine funktionelle Überzeugung, wonach jede »subjektive Theorie... auch objektiv sein« müsse »und umgekehrt«, somit die »Kontroverse über den Subjektivismus und Objektivismus« (1965, S. 1121) als »sinnlose Debatte über Scheinprobleme« (S. 1043) zu charakterisieren sei — eine These, die heute von den Anhängern der theoretischen »Wende« innerhalb des progressiven Lagers nachgeplappert wird. Die Werte sollen allem »Schein« zum Trotz »im« Bewußtsein »leben«, doch gleichzeitig bestimmt er auf derselben Seite »die Kaufkraft als abstrakte (!) Macht... über Güter im allgemeinen (!)«, also über einen *Inbegriff* oder eine *Totalität* von Gütern, womit er sich bewußtlos der ersten Marxschen Bestimmung der Äquivalentform nähert, wenn das Wort »Güter im allgemeinen« überhaupt »einen Sinn haben soll«; auch die Wendung »zunächst tritt der (!) Wert als Gebrauchswert auf« (S. 11) impliziert einen objektiven Wertbegriff, wenn sie überhaupt »einen Sinn haben soll«. Mit Reflexionen gar über den »Anfang« hat es Schumpeter im kapitaltheoretischen Kontext schon immer zu tun. Er wird später formulieren, daß man hier »die (logischen) Anfänge (!!) der Dinge bloßlegen (!)« (1965, S. 1107) müsse und diese metaphysischen Figuren auch auf die Geldtheorie anwenden: sie frage nach der »logischen Quelle« (!!) des Geldphänomens. Der »historische Ursprung« des Geldes werde verwechselt mit seinem »Wesen bzw. seiner Logik« (?!), es müsse »rein logisch betrachtet« (1965, S. 367 ff.) werden; dabei geht es ihm vor allem um die Widerlegung der traditionellen Kredittheorie, die er so glaubt charakterisieren zu dürfen: »Am (logischen) Anfang steht das Geld« (S. 1350). Nun, »Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß Ansichten über das Geld ebenso schwer zu beschreiben sind wie wandernde Wolken« (1965, S. 369).

Ein wahres, allzu wahres Wort, doch ist ebensowenig Schumpeters Verdeutlichungsversuch hiervon ausgenommen; seine dunklen und unbeholfenen Formulierungen ebenso wie sein Stoßseufzer über die ökonomischen »Ansichten (!) über das Geld« indizieren, daß der Erfinder des sog. »Methodologischen Individualismus« am Ende seines methodologischen Lateins war — seine modernen Nachbeter zumal im progressiven Lager sollten dessen eingedenk sein: der Sache nach fordert Schumpeter eben das, worum es schon dem jungen Marx zu tun war, die »innere Genesis« der Dinge oder »die eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes« (1/298) zu entwickeln. So nimmt es denn nicht wunder, daß im Spätwerk bloß einmal vom »Methodologischen Individualismus« die Rede ist, wobei lakonisch »die diesem

Verfahren inhärenten Grenzen« (1965, S. 1084) vermerkt werden: die mit ihm darstellbare »Logik ökonomischer Mechanismen« (ebd.) ist die »reine Logik der Wahllakte« (S. 1082) und nicht jene *materiale* des Geldes und des Kapitals, auf deren Ausarbeitung ihm am Ende seines Lebenswerks alles anzukommen scheint. Jene »Grenzen« des Verfahrens sind die Grenzen der »Logik der Wahllakte« oder der »unifizierenden Kraft des Grenznutzenprinzips«. Modelltheorie kann nicht mehr gewinnen, wo er auf das abzielt, was er im Gegensatz zur »historischen Genesis der Volkswirtschaft — eine konkrete Totalität — deren »begrifflichen Rekonstruktion« (1926, S. 10) nennt, also eine logische Genesis, die somit auch reale Kategorien wie Geld und Kapital zu »rekonstruieren« hat. Was aber kann das anderes heißen als diese aus ihrem »Wesen bzw. ihrer Logik«, präziser aus einem sozialen, *überindividuellen* Grund oder Konstituens zu »entwickeln«?

Die akstrakte »Wertgegenständlichkeit« zu dechiffrieren, die Gegenständlichkeit der »Wertmassen« oder Volumina »idealer Wertatome«, der Mengen sog. »wirtschaftlicher Materie«, dies, und nicht etwa eine Preistheorie ist die primäre Aufgabenstellung der Marxschen Werttheorie. Ihr Thema ist Wert als eine Gestalt der Entäußerung menschlichen Gattungsebens. Gefragt wird also nach einem Konstituens entfremdeter Gegenständlichkeit. Die Argumentationsfigur ist folglich eine quasi-transzendente oder quasi-ontologische: Dasjenige, was Gegenständlichkeit begründet, »darf nicht selbst wieder« ein Gegenständliches »sein«, so daß also das

»immanente Maß der Werte nicht selbst wieder... Wert sein darf, sondern vielmehr etwas, was den Wert konstituiert (!!!)... (so) untersucht man die Genesis (!!!)... des Werts selbst... daß dieses Maß... also... selbst *außer der Kategorie* (!!!) des Werts stehen muß.« (T 3/154 f.)

»Wert« ist hier nicht als Bestimmungsgrund oder Gravitationszentrum von Preisen verstanden, sondern als »Kategorie«, demnach nicht als Substanz, sondern als »objektive Gedankenforn« — als soziales Apriori. Die Kategorie drückt »Daseinsformen« der Gesellschaft aus, ist eine »Totalität« und spiegelt sich »sehr verkehrt ab«; es entsteht der objektive »Schein, als ob das Geld die Waren kommensurabel mache«, als ob das »ideale Wertatom« des Geldes als Letztes, als Apriori oder Urphänomen fungiert. Folglich stellt sich die Aufgabe, diese »Verkehrung« zu begreifen, nämlich Geld als »Resultat« einer »vermittelnden Bewegung« der Ware zu dechiffrieren, die in ihm »verschwindet« und so den Schein eines Apriori erzeugt. Aber auch der Wert der Ware ist kein Letztes, keine »Substanz«, sondern »gegenständlicher Schein« einer sozialen Struktur, die sich »verkehrt«, nämlich »im« Wert, besser »als Wert« darstellt: ein anonymer, überindividueller Prozeß »hinter dem Rücken« der Austauschsubjekte, der ihnen als ein Apriori, als das »Übersinnliche« der »sinnlich übersinnlichen Dinge«, als »Wertmasse«, »Wertvolumen« etc. entgegentritt. Es handelt sich um »Massen«, »Volumina«, »Mengen«, die nicht einen »Wert« *haben*, sondern die dieser Wert *sind*. Um diese zweite, übersinnliche Existenz der Dinge, »Wert« im Sinn dieser »wirtschaftlichen Dimension«, Wert als Einheit von Form und Substanz geht es in der Marxschen »Genesis des Werts« aus einer prävaloren Struktur, die so als Konstituens der abstrakten Gegenständlichkeit begriffen wird.

Sage ich, Arbeit oder Nutzen im Verein mit Seltenheit bestimmt den Wert, so unterscheide ich schon grammatisch Arbeit und Nutzen als Satzsubjekt vom Wert als Akkusativobjekt; Arbeit ist Arbeit und nicht Wert, wie auch Nutzen als bestimmter Begriff vom Wert zu unterscheiden ist. Es muß also möglich sein, den Wert als Wert zu beschreiben: das, was Marx seine »allgemeinen Charaktere« nennt; jedermann muß einer solchen *qualitativen* Bestimmung zustimmen können. Walras / Sraffa / Menger / Jevons und ihre Schulen schweigen

sich hierüber aus. Gottl hingegen konstatiert, daß Wert u.a. das bezeichnet, was er »paradoxe Gleichheit« nennt: »Gleichheit der Menge nach, trotz Ungleichheit der Art« (1927, S. 57). Gleichmaßen spricht Marx von »qualitativer Gleichheit« (K1/76) der Waren, die als »qualitativ Gleiche, Werte überhaupt« (K1/81) sind, eine »qualitative Allgemeinheit« (Z 109) darstellen. Aus der paradoxen Gleichheit folgt Marx eine paradoxe Austauschbarkeit: es ist eine »allgemeine«, »unbedingte«, »absolute« — eine Seinsweise des Werts, die »mit der Wertgröße nichts zu tun hat — keine quantitative, sondern qualitative Bestimmung« (T3/134). So ist die Ware ein »allgemeines Produkt«, nämlich »beliebig übersetzbar« (Z 20) in »Quantum jeder anderen Ware, gleichgültig, ob sie für den Besitzer der andern Ware Gebrauchswert ist oder nicht« (Z 30). Bezeichnet man die Darlegungen über den quasi-transzendentalen Charakter der »Genesis des Werts selbst« als den 1. *Hauptsatz* der Marxschen Werttheorie, so führt die »qualitative Bestimmung« des Werts zu einem 2. *Hauptsatz*:

»Aus dem Widerspruch (!) der allgemeinen Charaktere des Werts mit seinem stofflichen Dasein in einer bestimmten Ware etc. — diese allgemeinen Charaktere sind dieselben (!!), die später im Geld erscheinen (!!) — ergibt sich die Kategorie (!) des Geldes.« (B, 110).

Spricht der Neoricardianer von einer »Redundanz« der Werttheorie, so mag er doch auch konsequenterweise leugnen, daß Geld »Wert« darstellt, sein »Wert«-Standard Standard also von Nichts ist. Gesteht er aber zu, daß Geld irgendwie Wert ist, so hat er sich mit der Marxschen Theorie auseinanderzusetzen, daß die »allgemeinen Charaktere« dieses Werts qua Geld »dieselben« sind, die die »soziale Existenzweise« (T1/141) des Produkts als Ware auszeichnen. Marxens Thematisierung des Nicht-Äquivalenten-Tauschs im Fall des Kaufmannskapitals demonstriert überdeutlich, daß Wert *primär* als ein *Qualitatives* analysiert und fortbestimmt wird: Handel ist

»... nicht der Austausch von Äquivalenten. Der Begriff des Werts ist insofern darin eingeschlossen, als die verschiedenen Waren alle Wert und darum Geld sind; der Qualität (!) nach gleichmäßige Ausdrücke der gesellschaftlichen Arbeit. Aber sie sind nicht gleiche Wertgrößen« (K3/342).

Im Manuskript 1861-63 heißt es, daß die Waren im Sinn des »Begriffs des Werts... gleiche der Qualität nach« sind: »Aber es ist darin nicht (!) gesetzt, daß sie Äquivalente sind« (S. 1549). Das Dasein von Wert überhaupt, vor allem die aus dessen Analyse resultierende Unterscheidung von »rationellen« und »irrationellen« Formen des Werts, dies ist das eigentliche Thema der Marxschen Werttheorie, die als Konstitutionstheorie des Werts mit den Tausch-*Handlungstheorien der Ökonomie nichts gemein hat*.

Literatur

- Adorno, Theodor W., *Negative Dialektik, Gesammelte Schriften Bd. 6*, Frankfurt 1973
 ders./M. Horkheimer, *Soziologica II*, Frankfurt 1962
 Albert, Hans, *Aufklärung und Steuerung*, Hamburg 1976
 Amonn, Alfred, *Objekt und Grundbegriffe der Theoretischen Nationalökonomie*, 2. Aufl., Leipzig 1927
 Bell, Daniel/Kristol, Irving (Hrsg.), *Die Krise in der Wirtschaftstheorie*, Westberlin/Heidelberg/New York 1984
 Bendixen, Friedrich, *Das Wesen des Geldes*, Leipzig 1908
 ders., Nominalismus und Metallismus (Eine Erwiderung an L. v. Bortkiewicz), *Jb. f. Nat. u. St.*, Bd. 113, Jg. 1919
 ders., Zur Frage der Definition des Zahlungsmittels und der Werteinheit, *Jb. f. Nat. u. St.*, Bd. 115, Jg. 1920

- Bortkiewicz, Ludwig v., *Neue Schriften über die Natur und die Zukunft des Geldes*, Schmoll. Jb., Bd. 45, Jg. 1921
- Clauß, Franz-Josef, *Wissenschaftslogik und Sozialökonomie. Über die formalistische Degeneration einer Wissenschaft*, Westberlin 1981
- Dichmann, Werner, *Nationalökonomie und Realität*, Westberlin 1983
- Eichner, Alfred (Hrsg.), *Über Keynes hinaus*, Köln 1982
- Elster, Karl, »Wertmesser« und »Werteinheit«, *Jb. f. Nat. u. St.*, Bd. 116, Jg. 1921
- Fourier, Charles, *Ökonomisch-Philosophische Schriften*, Berlin (DDR) 1980
- Gottl-Ottlilienfeld v., Friedrich, *Die Wirtschaftliche Dimension*, Jena 1923
- ders., »Volkseinkommen« und »Volksvermögen«, *Kritik in methodologischer Absicht*, Ww. A., Bd. 26, Jg. 1927
- Hartmann, Nicolai, *Philosophie der Natur*, 2. Aufl., Westberlin 1980
- Helberger, Christof, *Marxismus als Methode*, Frankfurt 1974
- Helmstädter, Ernst, *Wirtschaftstheorie II*, 2. Aufl., München 1981
- Hofmann, Werner, *Universität, Ideologie, Gesellschaft*, Frankfurt 1968
- ders., *Die Ideologisierung der ökonomischen Theorie*, Studium Generale 23 (1970)
- Horkheimer, Max, *Kritische Theorie*, hrsg. v. A. Schmidt, Frankfurt 1968
- Horn, Adam, Wert und Zeit als Kategorien der wirtschaftlichen Wirklichkeit, in: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft*, 26. Bd., Gießen 1957
- Jojima, Kunihiro, *Ökonomie und Physik. Eine neue Dimension der interdisziplinären Reflexion*, Westberlin 1985
- Jonas, Friedrich, *Das Selbstverständnis der ökonomischen Theorie*, Westberlin 1964
- ders., *Was heißt ökonomische Theorie?* Schm. Jb., 79, Jg. 1959
- Kade, Gerhard, *Die Verelendung der exakten Wirtschaftswissenschaften*, in: J.B., N u. St. 1957
- Knapp, Georg Friedrich, *Staatliche Theorie des Geldes. Ein Briefwechsel*, Basel 1958
- Kröll, Michael, *Das Rätsel »Volkswirtschafts«*, Schm. Jb., 73, Jg. 1953
- Kromphardt, Jürgen, *Wissenschaftstheorie*, in: *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft*, Bd. 12, 1981
- Lederer, Emil, *Auflösung der ökonomischen Theorie*, 2. Aufl., Tübingen 1931
- Leone, Enrico, Léon Walras und die hedonistisch-mathematische »Schule von Lausanne«, *A. f. Sozw. u. Sozp.*, 32. Bd., 1921
- Lenin, W. I., *Materialismus und Empiriokritizismus*, Werke Bd. 14, Deutsch: Berlin (DDR) 1962, 9. Aufl. 1985
- Lenk, Hans (Hrsg.), *Handlungstheorien – interdisziplinär*, Bd. 4, München 1977
- Mahr, Alexander, *Gesammelte Abhandlungen zur ökonomischen Theorie*, Westberlin 1967
- Mann, Fritz Karl, *Einführung zu J. Schumpeter, Das Wesen des Geldes*, Göttingen 1970
- Markmann, Heinz (Hrsg.), *Krise der Wirtschaftspolitik*, Köln 1978
- Mill, John Stuart, *Einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie*, Frankfurt 1976
- Moeller, Hero, *Das Problem der Verteilung*, Ww. A., Bd. 43/LL, 1936
- Moszkowska, Natalie, *Wandlung der Methode und des Erkenntnisobjekts der Nationalökonomie*, Schm. Jb. 1963
- Proudhon, P. J., *Ausgewählte Texte*, hrsg. v. Th. Ramm, Stuttgart 1963
- Qittner Bertolasi, Ellen, Die Stellung der Lausanner Schule in der Grenznutzenschule, *A. f. Soz. u. Sozp.*, 64. Bd., 1930
- Raffée, Hans/ Abel, Bodo (Hrsg.), *Wissenschaftstheoretische Grundfragen der Wirtschaftswissenschaften*, München 1979
- Robinson, Joan, *Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft*, München 1965
- dies., *Die Akkumulation des Kapitals*, Westberlin 1972
- dies./ Eatwell, John, *Einführung in die Volkswirtschaftslehre*, München 1974
- Salz, Artur, Kapital, Kapitalformen, Kapitalbildung, in: *Grundriß der Sozialökonomie*, IV. Abtl., Tübingen 1925

- Scheipermeier, Günter, *Erfahrung und Methode*, Westberlin 1975
- Scheler, Max, *Gesammelte Werke* Bd. 4, Bern 1982
- Schmoller, Gustav, *Simmels Philosophie des Geldes*, Sch. Jb., 25. Jg., 1901
- Schneider, Erich, *Einführung in die Wirtschaftstheorie*, IV. Teil, 2. Aufl., Tübingen 1965
- Schumpeter, Josef, *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*, (Neudruck 1970), Berlin 1908
- ders., Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, in: *Grundriß der Sozialökonomie*, I. Abtl., Tübingen 1914
- ders., *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, 2. Aufl., München 1926
- ders., *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Bern 1950
- ders., *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen 1965
- ders., *Das Wesen des Geldes*, Göttingen 1970
- Schuster, Ernst, Untersuchung zur Frage nach der Möglichkeit einer theoretischen Wirtschaftswissenschaft, *A. f. Soz. w. u. Sozp.*, Bd. 49, 1922
- Sombart, Werner, *Die drei Nationalökonomien*, 2. Aufl., Westberlin 1967
- ders., Prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus, in: *Grundriß der Sozialökonomie*, IV. Abtl., Tübingen 1925
- Sraffa, Piero, *Warenproduktion mittels Waren*, Frankfurt 1976
- Stackelberg, Heinrich v., *Grundlagen der theoretischen Volkswirtschaftslehre*, Tübingen 1951
- Topitsch, Ernst (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften*, Köln 1965
- Vogt, Winfried (Hrsg.), *Seminar: Politische Ökonomie*, Frankfurt 1973
- Walras, Leon, *Mathematische Theorie der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter*, Nachdruck, Glashütten 1972
- Ward, Benjamin, *Sind die Wirtschaftswissenschaften am Ende?* Zürich 1976
- Weber, Max, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 3. Aufl., Tübingen 1968
- Weber, Wilhelm/Albert, Hans/Kade, Gerhard, Wert, in: *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften*, 4. Bd., Tübingen 1965
- Wendt, Siegfried, Geld, in: Obst-Hinter, *Handbuch f. d. Geld-, Bank-, Börsenwesen*
- Wicksell, Knut, *Vorlesungen über Nationalökonomie*, 1. Bd., Neudruck Aalen 1969
- Wieser, Friedrich v., Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, in: *Grundriß der Sozialökonomie*, I. Abtl., Tübingen 1914
- Wilken, Folkert, Die Phänomenologie des Geldwertbewußtseins, in: *A. f. Sozw. u. Sozp.*, Bd. 56, 1926
- Zwiedineck-Südenhorst, Otto v., Wirklichkeitsnähe und Gleichgewichtsidee, *Jb. f. Nat. u. St.*, 164, Jg. 1952

Abkürzungen

- Arabische Ziffern in Klammern: Marx/Engels Werke (MEW), Berlin (DDR)
- K = Das Kapital, Erster bis Dritter Band: MEW 23 bis 25
- T = Theorien über den Mehrwert, Erster bis Dritter Teil: MEW 26
- Z = Zur Kritik der Politischen Ökonomie, MEW: Bd. 13
- G = Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, in: MEW Bd. 42
- G2 = Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin (DDR) 1953
- B = Marx/Engels über »Das Kapital«. Briefwechsel, Berlin (DDR) 1985
- P = Pariser oder Ökonomisch-philosophische Manuskripte, in: MEW Ergänzungsband Erster Teil, Berlin (DDR) 1973